

Lehre und Wehre.

Jahrgang XI.

September 1865.

No. 9.

Materialien zur Pastoraltheologie,

mitgetheilt von C. F. W. W.

(Fortsetzung.)

Anmerkung 4.

Sonderlich hier in America besteht in vielen Gemeinden der Gebrauch, daß die Prediger nur *temporär* (zeitweilig), nehmlich entweder mit dem Vorbehalt, beliebig wieder entlassen werden zu können, berufen werden, oder daß man sie doch nur für einen bestimmten Termin, etwa auf ein oder mehrere Jahre, oder „auf Auskündigung“ beruft, so daß sie von dem Tage der Auskündigung an gerechnet nach einer festgesetzten Frist von dem Amte abzutreten haben; wenn auch dies alles mit der Möglichkeit, für einen neuen bestimmten Termin wiedergewählt zu werden. Weder ist aber eine Gemeinde berechtigt, einen solchen Beruf auszustellen, noch ein Prediger befugt, denselben anzunehmen. Ein solcher Beruf ist vor Gott weder gültig, noch rechtmäßig. Er ist eine Unsitte. Er streitet erstlich wider die in Gottes Wort klar bezeugte Götlichkeit eines rechten Berufes zu einem Predigtamte in der Kirche (Apostg. 20, 28. Ephes. 4, 11. 1 Kor. 12, 28. Ps. 67, 12. Jes. 41, 27.). Denn ist Gott eigentlich derjenige, welcher die Prediger beruft, so sind die Gemeinden nur die Werkzeuge zur Aussonderung der Personen zu dem Werke, dazu der Herr dieselben berufen hat (Apostg. 13, 2.). Ist dies nun geschehen, so steht der Prediger in Gottes Dienst und Amt, und keine Creatur kann dann Gotte seinen Diener seines Amtes entsetzen oder ihn entlassen, es sei denn, daß bewiesen werden könne, Gott habe ihn selbst seines Amtes entsetzt und ihn entlassen (Jer. 15, 19. vgl. mit Hos. 4, 6.), in welchem Falle die Gemeinde den Prediger nicht eigentlich entsetzt oder entläßt, sondern nur Gottes offenbar gewordene Entsetzung oder Entlassung ausführt. Thut die Gemeinde jenes dennoch, so macht sie, das Werkzeug, sich zur Herrin des Amtes (Matth. 23, 8. vgl. mit 2 Tim. 4, 2. 3.) und greift Gott in sein Regiment und seinen Haushalt, mag sie nun hierbei schon vor oder bei dem Berufe hierüber willkürliche Bestimmungen machen, oder aber sich das hernach anmaßen wollen. Der Prediger aber, welcher einer Gemeinde das Recht gibt, ihn also zu berufen und nach ihrer Willkür zu entlas-

sen, macht sich dadurch zu einem Miethling, zu einem Menschenknecht. Ein solcher Beruf ist das gar nicht, was Gott in Betreff des heiligen Predigtamtes geordnet hat, sondern eine ganz andere Sache, die damit nichts zu thun hat. Er ist eben kein mittelbarer Beruf Gottes durch die Kirche, sondern ein menschlicher Contract; er ist kein Lebensberuf, sondern eine vorübergehende Function außerhalb der göttlichen Ordnung; eine wider die Ordnung Gottes gemachte Kirchen-, also Menschenordnung, oder vielmehr greuliche Unordnung. Er ist daher, wie gesagt, ohne alle Gültigkeit, null und nichts, und ein so Berufener nicht für einen Diener Christi und der Kirche anzusehen. Ein solcher Beruf widerstreitet aber auch zum andern dem Verhältniß, in welchem Gemeinde und Prediger nach Gottes Wort zu einander stehen sollen. Er widerstreitet nemlich erstlich der Ehre und dem Gehorsam, den die Zuhörer den Verwaltern des göttlichen Predigtamtes nach Gottes Wort zu erweisen haben (Luk. 10, 16. 1 Tim. 5, 17. 1 Theff. 5, 12. 13. 1 Kor. 16, 15. 16. Ebr. 13, 17.); denn hätten die Zuhörer jene angebliche Machtvollkommenheit wirklich, dann stünde es in ihrer vollen Gewalt, der von Gott geforderten Erweisung jener Ehre und jenes Gehorsams sich selbst zu entziehen. Nicht weniger ist aber jede Art eines blos temporären Berufes gegen die Treue und Beständigkeit bis zum Tode, die Gott von den Predigern fordert (1 Pet. 5, 1—4. 1 Tim. 4, 16. 1 Kor. 4, 1. ff.), sowie gegen die Rechenenschaft, die der Prediger als Wächter über die Seelen von denselben einst geben soll (Ebr. 13, 17.). Endlich ist ein zeitweiliger Beruf auch sowohl wider die von dem Herrn den Aposteln anbefohlene und von denselben geübte Praxis, nach welcher sie, nemlich Gottes Geist durch sie, nicht die Zuhörer, zu bestimmen hatten, wie lange sie bei einer Gemeinde bleiben wollten und sollten (Luk. 9, 4. 5.), als auch wider die Praxis der Kirche in den Zeiten, wo nicht das Verderben in Lehre, Leben, Ordnung und Zucht eingedrungen war. Daß übrigens bei dem Bestehen jener Art des Berufs die Kirche nimmermehr recht versorgt, regiert, die rechte Zucht in derselben geübt, sie recht im Glauben und gottseligen Wesen gegründet, und fortgepflanzt werden könnte, bedarf keines Beweises; ein solcher Beruf thut aller Unordnung, Verwirrung, und allem Unheil durch die Widersprecher und durch menschengefällige und menschenfurchtsame Bauchdiener Thür und Thor auf.

Lassen wir nun hierüber noch einige unserer Lehrväter reden. So schreibt erstlich Luth^{er} in einem Briefe an Valentin Hausmann im Jahre 1532, als die Zwickauer, namentlich auf Mühlpsfort's, des Stadtvogts, Betrieb, einen ihrer Prediger, Conrad Cordatus, wegen seiner Strafpredigten entlassen hatten: „Das könnet ihr selber wohl bedenken, wo ein Gutgesell sein Lebenlang studiret, seines Vaters Gut verzehret und alles Unglück gelitten, sollte zu Zwickau ein Pfarrherr sein, wie sie sich haben hören lassen: daß sie sollten Herren sein und der Pfarrherr Knecht, der alle Tage auf der Schuffel säße; wenn Mühlpsfort wollte, so bliebe er, wo nicht, so müßte er weg — nein, nein lieber Herr, da sollt ihr's nicht hin bringen, oder sollt lei-

nen Pfarrherrn behalten. Wir wollen es nicht thun, noch leiden, es sei denn, daß sie bekennen, sie wollen nicht Christen sein. Von Heiden sollen und wollen wir's leiden, von Christen will es Christus selber nicht leiden. Wollen die zu Zwickau oder auch ihr selber, meine lieben Herrn und Freund, euren Bruder nicht nähren, das möget ihr wohl lassen. Christus ist etwas reicher, denn die Welt, ob er sich wohl arm stellt. Es heißt: Esurientes implevit (die Hungrigen füllet er mit Gütern); dabei lassen wir es bleiben, und die zu Zwickau es weiter treiben." (Walch's Ausg. XXI, 357. Erl. A. LIV, 219.) So schreibt ferner Hieronymus Kromayer, Prof. zu Leipzig, gest. 1670: „Das Predigtamt kann von dem, welcher beruft, nicht nach Art eines Contractes auf gewisse Jahre oder mit dem Vorbehalt der Freiheit, den frei Berufenen wieder zu entlassen, übertragen werden, weil demjenigen, welcher beruft, nirgends von Gott die Gewalt, einen solchen Contract zu machen, ertheilt oder zugelassen ist; daher kann weder der Berufende, noch der zu Berufende eine solche Vocation und Dimission für eine göttliche halten.“ (Theol. positiv. P. II, p. 530.) Endlich schreibt Ludwig Hartmann: „Hieher gehört auch jene streitige Frage, ob jemand seinen Dienst oder seine Amtarbeit der Kirche auf bestimmte Jahre zusagen könne. Wir sagen nein: 1. Weil eine solche Berufung Gott, welcher beruft, verwegener Weise eine Frist vorschreibt, nach deren Ablauf er sich von der Kirche, wie sie sich auch immer verhalten möge, verabschieden wolle; wie es denn nicht die Sache eines Legaten ist, seinem Herrn vorzuschreiben, wie lange er ihn vertreten solle. 2. Weil fleischliche Rathschläge dabei sind, welche hier weit entfernt sein sollen; denn ein solcher denkt, wenn die Sache nicht nach Herzenswunsch ausfallen, noch Schätze zu sammeln oder viele Widerwärtigkeiten zu ertragen sein sollten, dann werde er sich aus diesen Labyrinthn leicht herauswickeln. 3. Um sehr vieler Nothheil willen: denn wenn die Treue eines Pastors der Kirche sehr angenehm wäre, würde sie desselben unversehens beraubt; auch weil durch jene häufige Veränderung die Kirchengüter bekanntlich sehr verringert werden. Wenn man nun ferner fragt, ob es erlaubt sei, einen Diener des Worts unter der bestimmten Bedingung, wie lange, zu berufen, so daß, wenn der Patron den Pastor nicht länger hören und dulden wolle, er fort gehen und an einen andern Ort wandern müßte? so antworte ich: Wir sind Diener Gottes und dieses Amt ist Gottes, zu dem wir von Gott, obgleich durch Menschen, berufen werden; dieses heilige Werk muß daher auf heilige Weise, nicht aber nach menschlicher Willkür behandelt werden. Einen Schafhirten und Ruhhirten können die Menschen auf eine Zeit miethen, und wenn ihr Dienst nicht weiter gefällt, zur bestimmten Zeit, aber nicht immer, wenn sie wollen, entlassen: aber mit einem Seelenhirten so zu handeln, ist in keines Menschen Macht. Auch kann der Diener des Worts selbst auf solche Weise das h. Amt nicht annehmen, will er nicht ein Miethling werden. Gewiß würden die, welche so berufen würden, das Amt nicht fleißig und treulich verrichten, sondern Schmeichler werden und das,

was den Leuten gefällt, sagen, oder sie müßten stündlich gewärtig sein, daß ihnen der Dienst aufgesagt würde." (Pastorale evang., p. 104.) Vergl. Brochmandi System. univers. th. Loc. 31. c. 3, cas. 7. Part. II, fol. 372.

So wenig übrigens ein gewissenhafter Prediger einen temporären Beruf annehmen kann, so wenig darf er sich aber auch dazu verbindlich machen lassen, unter allen Umständen bei einer Gemeinde bis an seinen Tod zu verbleiben. Hierüber schreibt Dr. Joh. Nikol. Mislér, weil. Prof. zu Gießen, gest. 1683: „Sich für sein ganzes Leben an Eine Ortsgemeinde zu verkaufen, stößt die ganze Lehre des Evangeliums von der rechtmäßigen Berufung der Prediger um und schneidet Gott die Macht ab, seine Diener nach seinem Gutdünken zu Arbeiten seines Weinbergs anderwärts hin zu versetzen; dieses Vornehmen ermangelt jedes Grundes des Wortes Gottes und seiner christlichen Kirche. Zugleich benimmt es einem Prediger alle Gewalt, auch um der wichtigsten und gerechtesten Ursachen willen oder auch um des Gewissens willen sich von einem ungöttlichen Joche loszuwickeln, also, daß dem Prediger keine Freiheit bliebe zu widersprechen oder mit Lot auf Gottes Befehl aus Sodom auszuwandern, wenngleich die gegenwärtige bürgerliche Obrigkeit entweder abgeschafft würde, oder in eine gottlose und tyrannische ausartete, oder auch greuliche Mißbräuche, Ketzereien und Abgöttereien befehlen würde. Auf so lange aber kann man einer Gemeinde seinen Dienst zusagen, so lange man bei ihr mit gutem Gewissen bleiben und sein Amt der rechten Freiheit des h. Geistes gemäß verwalten könne. Manche geben zwar vor, dieses in der guten und gottseligen Absicht zu thun, damit häufige und leichtfertige Umzüge vermieden werden möchten, dieses Vorgeben aber ist ein leeres und die Sache wider Gottes Wort." (Opus novum quaest. practico-theol. fol. 491.)

Anmerkung 5.

Endlich ist es nicht nur sündlich und gefährlich, ein Amt ohne gültigen und rechtmäßigen Beruf sich anzumaßen, es ist auch sündlich und gefährlich, einen gültigen und rechtmäßigen Beruf aus menschlichen Rücksichten auszuslagern (Jer. 1, 4—8. Erod. 4, 10—14.); dies wird auch durch das Gefühl der eigenen Untüchtigkeit und Unwürdigkeit nicht gerechtfertigt, denn „wer ist hierzu tüchtig?“ 2 Kor. 2, 16. Am herrlichsten redet hiervon Luther, der in Uebereinstimmung mit seiner ganzen Theologie auch den Beruf zum h. Predigtamt auf das allgemeine Gebot zurückführt: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst.“ Er schreibt u. a. Folgendes *): „Der andere (mittelbare) Beruf bedarf keiner Zeichen. Als: ich predigte allhier zu Wittenberg nimmermehr, wenn ich von Gott dazu nicht gezwungen und durch den Churfürsten zu Sachsen erfordert wäre, daß ich es thun müßte. Also ist es mit einem andern auch. Denn wenn mich die Leute zwingen und dringen wollen, und ich kann es thun, oder ich

*) Es dienen diese Aussprüche Luthers zugleich zum Troste derer, die bereits im Amte sind und darin von ihrer Untüchtigkeit und Unwürdigkeit angefochten werden.

Kann es gleich nicht thun, das man von mir begehret, so thue ich, so viel als ich kann. Da treibet er durch Menschen, und so stehet auch Gottes Gebot da, daß mich der h. Geist auch berufet und spricht 3 Mos. 19, 18.: du sollst den Nächsten lieben als dich selbst. Es soll kein Mensch ihm alleine leben, sondern sollen dem Nächsten auch dienen. Dies Gebot ist über alle geschlagen, über mich und über dich. Wenn mich dasselbige Gebot ergreift und mir vorgehalten wird, so hilft kein Wehren, es wäre denn, daß ich mich so lange wehren wollte, bis ich drüber in Gottes Ungnade käme. Dieser Beruf ist nun durch Menschen, und doch auch von Gott bestätigt; darum gedenke und diene Gott darinnen, sonst kommen andere über zwergfeld einher geplumpet, und dringen sich in Aemter, darein sie nicht berufen, auch nicht darum gebeten noch ersuchet sind. Der andere Beruf, so durch Menschen geschieht, ist zuvor bestätigt durch den Befehl Gottes auf dem Berg Sinai 3 Mos. 19, 18. 5 Mos. 6, 5.: Liebe Gott, und den Nächsten als dich selbst. Wenn dich dies Gebot treibet, so bedarfst du keines Zeichens, denn Gott hat es zuvor befohlen, und ich muß es thun. Nun nehmen die Leute dies Gebot und halten mir es für: diesen Spruch haben mir Moses und Gott im Himmel bestätigt, wenn ich demselbigen folge. Also predige ich ohne alle Zeichen, und ist dennoch der Beruf Gottes, denn er gehet aus dem Gebot der Liebe daher, und wird von Gott gezwungen.“ (Auslegung über etliche Capp. des 2. B. Moses vom Jahre 1524—26. Walch III, 1076 ff. Erl. N. XXXV, 58 ff.) Darüber, daß Gott den stotternden Moses berief und daß sich dieser wegen seines Stotterns dem Berufe entziehen wollte, schreibt Luther ebendasselbst: „Wenn Gott so klug wäre, als wir sind, so hätte er alle Dinge besser angefangen, denn sonst geschehen. Denn alhier nimmet er zu diesem schweren, hohen Werke einen, der nicht wohl reden kann, wie es denn Moses selbst bekennet; noch spricht Gott zu ihm: Gehe hin und richte es wohl aus. Welches eben also lautet, als wenn ich zum Blinden sagte, daß er wohl sehen, und zu einem Lahmen, daß er wohl laufen, und zu einem Stummen, daß er wohl reden sollte. Könnte Gott nicht einen andern finden, den er zu diesem Werke gebrauchte? Aber es ist darum geschrieben, daß wir lernen sollen, wie Gott gesinnet sei. Was da gilt vor der Welt, das achtet er nicht; er verwirft und verstoßet, was andere zu sich reißen; was andere lieben und aufheben, das wirft er weg; und was der Teufel nicht mag, das nimmt er an. Er gibt dem Moss eine rechte Antwort und spricht: Du bist klug und ein feiner Geselle; es sind Stickerlinge; als sollte er sagen: Meinst du, daß ich nicht wisse, daß du stammelst, und als hörte ich es nicht? — Also dünket es uns; denn wir meistern immerdar Gott in seinen Werken, gleich als wenn wir zum allerersten die Fehler, Mängel und Gebrechen sähen, Gott aber sie nicht sähe. Was lieget daran, will Gott sagen, ob du taub, blind oder stumm seist?

Wie denn? wenn ich es dich heiße, und gebiete dir etwas, kann ich dich nicht alsdann sehend, hörend und redend machen? Wer ist, der mit dir redet? Es ist nicht Kunz Schuster, sondern der, welcher den Blinden die Augen und Gesichte, den Tauben die Ohren und Gehör gibt und die Unberedten beredt machen kann, wiederum die großen Schwächer zu Stummen machet. Und du wolltest mir Ziel und Maaß setzen, der du nicht reden kannst, da ich dich doch darum erwählet habe, daß du nicht reden kannst! Wenn du wohl reden könntest, so solltest du dich des noch wohl überheben. Auf daß sie nun sehen, daß ich der Mann sei, der solches thue, und nicht du, so gebrauche ich dich Stammelnden zu diesem Werke. Denn wenn einer also geschickt wäre, als Gabriel und alle Engel, und ihn Gott nicht berufte, so würde er doch nichts ausrichten. Gott machet Beredte und Stumme. Wiederum, ist einer unberedt, und Gott beruft ihn, so führet er es hinans, er sei wie er wolle, auf daß die Welt sehe, wir sind es nicht, die es treiben, sondern Gott thut es. . . Darauf sehen wir nicht und denken nicht daran, daß Gott so nahe sei, und sollte wohl daran zweifeln, daß mir Gott einen Mund gemacht habe, sondern meinen, es sei die Sprache uns angeboren. Aber es ist niemand auf Erden, der ein Wort reden könnte, wenn es Gott nicht gäbe. Wir schlagen es in den Wind, und meinen, wir haben es pur plumpswise. — Nun ist Moses von Gott gefangen und auf allen Seiten beschloffen. Noch spricht er: Ich mag es nicht thun, und zeucht nichts mehr an, denn daß er spricht: Mein Herr, sende, welchen du senden willst; als sollte er sagen: Sende einen andern, wenn du willst, ich bin es zufrieden, allein sende mich nur nicht. Als nun Moses aus seinem eignen Sinne und Willen diesen Beruf wegwerfen will, da wird der Herr sehr zornig über Mosen und sprach: Ey, weiß ich denn nicht, daß dein Bruder Aaron, aus dem Stamme Levi, beredt ist? 2c. (2 Mos. 4, 14—17.) Da muß Moses weichen. . . Gott hat mit vielen Worten mit Mose gehandelt, daß es schier Sünde und Schande ist.“ (A. a. D. Walch III, 1129—32. Erl. XXXV, 102—104.)

In Betreff derjenigen, welche den Beruf darum ausschlagen, weil sie sich sonderlich zur Verwaltung des h. Abendmahls zu ungeschickt und unwürdig halten, schreibt Luth^{er} endlich: „Es ist auch nichts, daß jemand wollte fürwenden, er wäre ungeschickt seines schwachen Glaubens, gebrechlichen Lebens oder kalter Andacht halben. Sie sollen auf ihren Beruf und Amt sehen, ja, aufs Wort Gottes, das sie berufen hat; sind sie unrein oder ungeschickt, so ist doch das Amt und der Beruf oder das Wort rein und geschickt genug. Und so sie gewiß gläuben, daß sie berufen sind, so sind sie auch an ihnen selbst durch solchen Glauben geschickt genug. Denn wer da gläubet, er sei zum Kirchenamt berufen, der gläubt gewißlich auch daneben, daß sein Amt und Werk und er selbst in solchem Amte annehm und gerecht sei. Gläubt er aber solches nicht, so ist's auch gewiß, daß er nicht gläubt, daß sein Beruf und Amt ihm von Gott befohlen sei. Welche nun zweifeln, daß sie berufen sein in solch Amt, die lasse man nur weit davon bleiben, denn sie taugen nichts. Welche aber gewiß sind, daß sie

solch Amt haben, von Gott ihnen befohlen, die sollen auf solchen Beruf fröhlich und getrost hinangehen, unangesehen ihre Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit. Denn: *Fides vocationis habet conjunctam necessario fidem justificationis, cum sit in verbum vocantis Dei fidens ac præsumens*" (d. i. der Glaube des Berufs hat nothwendig den Glauben der Rechtfertigung bei sich, da er ein auf das Wort des Berufenden Gottes trauender und sich vermessender ist). „Welcher nun seinen Beruf gläubet, der wird freilich Andacht, Lust und Durst genug haben, *cum sit impossibile, eum non sentire vim gratiae, qui certus est de sua vocatione*" (d. i. da es unmöglich ist, daß der die Kraft der Gnade nicht empfinden sollte, welcher seiner Berufung gewiß ist). „Denn ein solcher kann ja nicht sagen: Ich will hingehen und ehebrechen oder sonst übel thun; sondern muß also sagen: Ich will hingehen und meines Amtes pflegen. Was ist aber das anders, denn so viel: Ich will meinem Gott gehorsam sein und meinem Nächsten dienen? Solcher Wille aber ist ja Andacht, Lust fromm zu werden und Gutes zu thun oder sich zu bessern. Es wäre denn, daß nicht Andacht oder Lust zu heißen sei, wenn ich willens wäre, Gott Gehorsam zu leisten. Wohl ist's wahr, daß, welcher außer solchem Wort seines Berufs und Glauben seines Amtes will mit seinen Gedanken sich prüfen und geschickt machen oder ungeschickt richten, daß derselbige nichts thut, denn auf ein menschlich Werk und Fühlen sich bauet. Die müssen denn wohl klagen, daß sie nicht allezeit geschickt sind, ja, sie sind allezeit ungeschickt. Haben wir doch bisher den Laien geprediget, sie sollen nicht auf ihre eigne Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit beten oder Sacramente nehmen, regieren oder dienen, oder sonst etwas Gutes thun; sondern allewege Gottes Verheissen, Rufen oder Locken fassen, und darauf thun und schaffen, was vorhanden ist: wie sollten denn die Kirchendiener, die Gott durchs Wort beruft und geschickt macht (so sie das glauben) ungeschickt sein!" (Schreiben an Lazarum Spenglern, wie es mit den Messen zu halten und worinnen der Kirchendiener Zwang und Geschicklichkeit bestehen soll. Vom J. 1528. Walch. X, 2780—82. Erl. N. LIV, 32. 33.)

(Fortsetzung folgt.)

Zwei politische Theologen.

Dr. Th. Kliefoth hat im 5. Hest der „Theologischen Zeitschrift“ eine Abhandlung geliefert über die beiden Theologen Dr. Daniel Schenkel in Heidelberg und Dr. J. Chr. R. von Hoffmann in Erlangen, die er als „zwei politische Theologen“ charakterisirt. Die Abhandlung enthält viel Beherzigenswerthes auch für unsere amerikanischen Verhältnisse, wo ja nicht allein die Politiker besondere staatsmännische Weisheit an den Tag gelegt zu haben

meinen, wenn sie statt der beschwornen Landesgesetze ein sogenanntes Higher Law zur Geltung zu bringen suchen, sondern wo vor allem die „Theologen“ zumal auf den Kanzeln fanatisch Politik treiben. Kliefoth zeigt die abschüssige Bahn, auf welche Theologen gerathen, die vergessen, daß sie Diener dessen sind, der bezeugt, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Politische Theologen können nicht anders, sie müssen auch einen politischen Christus haben, denn wie der Mensch, so sein Gott. Welchem politischen Christus dann natürlich nach den jeweiligen politischen Orts- und Zeitverhältnissen eine verschiedene politische Färbung gegeben wird, so ist er in Deutschland mehr ein heilbringender Revolutionär — hier jetzt mehr ein beglückender Emancipationist. Politischen Theologen schließt sich nach und nach das Glaubensauge, sie sehen die inwendige, unaussprechlich herrliche Erlösung, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht, oder dieselbe erscheint ihnen doch nur als ein Geringes, höchstens als ein Angeld, als ein nothwendig treibendes Princip zur äußern, weltlichen Emancipation, weltlichen Freiheit und Gleichheit, wodurch die inwendige erst zu ihrem Abschluß, zu ihrem Ziel, zu ihrer eigentlichen Wahrheit gelangen solle und müsse. Das Unsichtbare, Inwendige, Geistliche erscheint mithin solchen Theologen keineswegs als ausreichend weder zur Würde noch zur Beglückung des menschlichen Herzens, dazu soll noch mehr, Reelleres, Greif- und Genießbareres, mit einem Wort auch gute Tage in dieser Welt gehören. Und das ist nun die eigentliche Aufgabe der politischen Theologen, die Kirche Christi in diese volle Wahrheit, in diesen ganzen Besitz zu führen, das inwendige Reich Christi, das Himmelreich, zu einem Weltreiche zu entwickeln. Die jüdisch-politischen Messias-Hoffnungen und Bestrebungen zur Zeit Christi, die politische Theologie in Deutschland und der emancipationslüchtige Humanismus in Amerika, sie alle treibt ein und derselbe Geist: der Fürst dieser Welt will durch dieselben sein Reich, aber unter der trügerischen Maske des Reiches Jesu Christi, aufrichten. —

Zuerst handelt Dr. Kliefoth über Schenkel. Derselbe hat bekanntlich ein „Charakterbild“ Jesu fürs „Volk“ geschrieben. Wer dieses „Volk“ ist, zeigt uns Kliefoth zuerst: „Der Mensch will doch irgend Etwas haben, was aussieht wie Religion; das unruhige Denken, das klopfende Herz wollen doch wenigstens einen Knochen haben, woran sie nagen; und wenn man mit dem „wahren Gott und wahren Menschen“ Jesus Christus einmal gründlich zerfallen ist, so behift man sich auch wohl mit dem Gößen eines „Charakterbildes“. Sodann will der Mensch doch gern für einen Christen gelten, selbst wenn er kein Christ mehr ist. Es bleibt doch immer ein Brandmal zurück am Gewissen dieser Abgewichenen, und ein Makel an ihrer Ehre; sie mögen's doch nicht wissen, sie mögen's vollends nicht hören, daß sie keine Christen sind; und so fern es ihnen liegt, sich zu bekehren und Christen zu werden, so viel liegt ihnen doch daran, für Christen zu gelten. Darum denn kommt ihnen das Schenkel'sche Charakterbild, und daß er demselben gerade so Reclame macht, ganz recht; und wenn sie auch nicht daran glauben, weil es einfach kein Ge-

genstand für den Glauben ist, so thun sie doch vor sich selbst und vor Anderen, als ob sie daran glaubten. Sie können sich nun doch selbst einreden, als hätten sie Etwas, und wären sie Etwas; sie können nun doch vor Anderen behaupten, daß sie rechte Christen seien; sie können sich nun gar den bisher so genannten Gläubigen entgegensetzen als die eigentlichen Gläubigen; und für das Alles können sie sich berufen auf Schenkel's Wort, und Schenkel ist ein ehrenwerther Mann und ein freisinniger Theolog, und alle Anderen sind Schriftgelehrten und Pharisäer. Das ist das „tiefe Bedürfniß nach einer ächt menschlichen, wirklich geschichtlichen Darstellung des Lebensbildes Jesu.“ Und wie hübsch wohlfeil kommen sie zu dieser Deckung all ihrer Blöße! Wenn sie einen Ernst daraus machen, und sich wirklich mit dem Noth der Gerechtigkeit kleiden wollten, so würden sie des schmalen Weges gehen müssen, der Buße und Glauben heißt, denn da würde es gelten, sich selbst wegzugeben an Einen, der höher ist, denn sie. Aber dieser „ächt menschliche Christus“ ist ja nichts Anderes als das Spiegelbild all ihrer eigenen bisherigen Gedanken; an diesen Christus glauben heißt ja nichts Anderes als sich selbst bejahen. Da ist der schmale Weg breit und die enge Pforte weit gemacht: da brauchts nur die einfache Operation, daß man sich so, wie man eben ist, für einen rechten eigentlichen Christen halte und erkläre. Kein Wunder, daß all dies „Volk“ seine Rechnung findet bei Schenkel. Und auch kein Wunder, daß Schenkel seine Rechnung findet bei diesem „Volk“. Die Zeiten, da Schenkel für einen christlichen Theologen galt, sind schon lange vorüber. Die ernstesten Christen und die besonnenen Theologen sind längst mit ihm fertig; und seit er sich nun auch auf das praktische Gebiet begeben, und sich durch Thaten offenbar gemacht hat nach seiner Art, seitdem sind auch die Blöderen irre an ihm geworden; die theologische Jugend will Nichts von ihm wissen, und die Pastoralconferenzen wollen in seinen „Protestantenverein“ nicht hinein. Aber Anhang, Publicum, Beifall muß ein Schenkel haben. Da geht er denn den Weg, den seit den Tagen Karlstadt's alle solche Geister gegangen sind, und wirft sich dem „Volk“ in die Arme. So befriedigen Schenkel und das „Volk“ einander ihr „Bedürfniß“, und winken sich über das „Charakterbild“ hinüber einander zu: „Wir verstehen uns schon!“ — Ueber das „ächt Menschliche“ im Schenkel'schen Charakterbilde Jesu heißt es: „Jesus wird uns vorgeführt als ein lebenswürdiger, frühreifer, ahnungs- und empfindungsvoller junger Mensch, der aber bis zu seinem 30sten Jahre selbst nicht weiß, daß er eine Lebensaufgabe hat; der dann durch den Täufer und das bei ihm versammelte Volk zu dem Gedanken angeregt wird, daß er wohl berufen sein könnte, sein Volk zu erneuern, der aber darüber auch sofort in schwere innere Kämpfe verfällt, und sich erst durch Ueberwindung innerer Versuchungen zu dem Vorsatz durcharbeiten muß, kein unbesonnener Volksführer werden zu wollen; der dann seine Wirksamkeit begann, aber auch auf den ersten Schritten derselben auf Abwege, in die Gefahr des Mißbrauchs seiner Gaben gerieth, so daß er erst durch Mißerfolge auf den rechten Weg zurückgebracht werden mußte; und der schließlich durch den Widerstand, den

er von Seiten des Bestehenden fand, successive zu der Einsicht fortschritt, daß er mit allem Bestehenden, geschichtlich Ueberkommenen brechen müsse. Darin besteht nach Schenkel das „ächt Menschliche“ in Jesu, daß in seinem Leben eine Entwicklung, ein Werden stattgefunden, daß er sich aus der Unklarheit zur Klarheit, vom Irrweg zum rechten Weg hindurchgerungen haben soll.“ Seite 130 sagt Schenkel: „Als Jesus Marc. 7, 24 sich in das Gebiet von Sidon begab, ward ihm klar, daß er seine Thätigkeit über Israel hinaus zur Heidenwelt zu erweitern habe, sein Bewußtsein erweiterte sich zum Kosmopolitismus.“ Schenkel spricht es ausdrücklich aus, daß wir uns den ächten Menschen Jesum keineswegs als sündlosen Menschen zu denken haben: „Zwar in die Reihen der gewöhnlichen Sünder konnte er nicht treten, Alles an ihm war eines hohen sittlichen Charakters vollkommen würdig; aber er ist doch versucht worden, und man wird sich eben entschließen müssen, solche Kämpfe und Stürme in das Innere des Erlösers selbst zu verlegen; vermochten Willensregungen, welche zu unrichtigen Vorsätzen und Entschlüssen, zu falschen Schritten und Wegen führen konnten, in der Seele Jesu gar nicht zu entstehen, dann ist er auch niemals versucht worden. Daher lehnte auch Jesus Marc. 10, 18. die Bezeichnung „gut“ entschieden und mit der Bemerkung ab, daß dieselbe lediglich Gott gebühre. Und wenn das vierte Evangelium alle diese Schatten verwischt, so kommt es nur daher, weil dies Evangelium uns das Bild des Herrn in der Höhe seiner sittlichen Vollendung, als ein fertiges zeigt, und nicht in seinem Werden.“ Es ist nicht das Bild des Herrn, sondern das Bild Nathans des Weisen, und zwar das Bild Nathans des Weisen in einem sehr unreinlichen Abdruck, welches uns präsentiert wird, wenn Schenkel S. 174 über das Gespräch Jesu mit der Samariterin am Jacobsbrunnen sich so ausläßt: „Man kann dasselbe als die erhabenste Schutzrede auf die Toleranz bezeichnen. Wie rein menschlich, wie völlig frei von allen jüdischen Vorurtheilen unterhält er sich mit dem samaritanischen Weibe! Wie milde behandelt er ihre schweren Geschlechtsvergehungen! Mit welcher großartigen Weitherzigkeit äußert er sich über das Wesen des Gottesdienstes und seine mannigfaltigen Formen! Ob Jerusalem — ob Garizim; es ist im Grunde gleichgültig.“ Es ist frivol, wenn Schenkel ohne allen Anhalt im Text S. 142 behauptet, daß Jesus durch die Aufforderung des Petrus Marc. 8, 32. wirklich versucht worden sei, sich dem Kreuzestode zu entziehen, und dann fortfährt: „Die Aufforderung des Simon, dem Leiden aus dem Wege zu gehen, trat ihm als eine jener Versuchungen entgegen, welche nach der Begegnung mit dem Täufer zum ersten Mal sein Innerstes so tief bewegt hatten. War er doch kein finsterner Asket, der edlen Lebensgenuß nicht zu schätzen, der reine Lebensfreuden nicht zu genießen verstand; hatte doch das Bild eines thatenreichen, in Erfolgen gesegneten, an Ehren reichen, gott- und menschenwürdigen Daseins auch für sein Gemüth seine Anziehungskraft und seinen Reiz. Das ist ja ein wesentlicher Charakterzug Jesu, daß er auch im edelsten und vollkommensten Sinne des Worts das Leben genoss und des

Lebens sich freute. Darum war die mit immer größerer Bestimmtheit sich ihm eröffnende Aussicht auf einen gewaltsamen, schmach- und martervollen Tod für seine Seele in der That ein schweres Leiden, und der Wunsch, diesem Leiden aus dem Wege zu gehen, war so rein menschlich, eine so unmittelbare Aeußerung eines gesunden Erhaltungstriebes, daß sie bei einem wirklichen Menschen gar nicht ausbleiben durfte“. Wenn man nun den Leuten zeigt, daß dieser Christus zugleich nichts Anderes gewesen ist, als ein pur menschlicher Volksmann und Freiheitsheld, wenn man den Liberalen und Radicalen unserer Tage, die von dem „herkömmlichen“ Christenthum mit Recht nichts wissen wollen, nur deutlich macht, daß Christus ja nichts gewesen ist, als das Ideal dessen, was sie selbst sind, daß an ihn glauben eigentlich nichts heißt als an ihre eignen Freiheitsbestrebungen glauben, daß sie selbst und zwar eben durch ihre Freiheitsideen die rechten Nachfolger Jesu, die eigentlichen Christen sind, während die, die bisher für Christen galten, vielmehr die Pharisäer und Herodianer sind, — da kann es nicht fehlen, da wird der Glaube an Christus sich nicht mehr den culturhistorischen Aufgaben als ein Hinderniß in den Weg legen, nicht mehr die reiche Entwicklung der menschlichen Kräfte und Gaben hemmen, nicht mehr die Fülle der im Volksgeiste liegenden Anlagen ersticken, sondern fortan „die höchste und edelste Triebkraft werden, durch welche alles wahrhaft Menschenwürdige, im Staate alles Gemeinnützige, in der Gesellschaft alles Culturfördernde, im öffentlichen Leben alles Gute, Edle und Schöne erst zur vollendeten Frucht heranreift“, da wird er, „getragen von der allgemeinen Ueberzeugung, von dem geistigen und sittlichen Bedürfnisse der Völker, von den Bildungselementen der ganzen Zeit, der Cultur ihre Weihe, der Civilisation ihre Tiefe geben“. Aus diesen jedenfalls nicht christlichen, oder auch nur religiösen, sondern einfach politisch-demokratischen Erwägungen heraus kommt Schenkel dazu, uns unsern Herrn und Heiland in einen politischen Christus zu travestiren. Sehen wir nun zu, wie er das vollbringt.

Schon seine Jugend, so erzählt uns nicht das Evangelium, sondern Schenkel, erzog Jesum zum Volksmann: „Sein Vater, ein Mann aus dem Volke, aus der arbeitenden Klasse, ein Zimmermann, dessen Beruf der älteste Sohn ebenfalls erlernte, stand einer zahlreichen Familie vor. In dieser lernte Jesus schon früh die Mühen und Sorgen eines beschränkten Hausstandes kennen. Ein Kind des Volkes, hat er von erster Jugend an die Leiden und Freuden des Volks getheilt. — Die Versuchungen zur Eitelkeit, zur Zerstreuungs- und Vergnügungssucht, wie sie von reicheren und glänzenden Umgebungen unzertrennlich sind, konnten seine Seele in solchen Verhältnissen kaum berühren. Um so lebhafter traten die Bedürfnisse und Entbehrungen der unteren und mittleren Volksklassen von früher Jugend an vor sein Auge und sein Herz; er fühlte doppelt mit den Niedrigen und Armen, weil er in seiner Jugend ihre Last mitgetragen, ihre Noth mit erduldet hatte“ (S. 36). So „dämmerte denn in seiner Seele das Bewußtsein auf, daß auch seine Wirksamkeit dem Volke gehöre“, und er ging zu Johannes an den

Jordan, denn „wo hätte er gründlichere Studien über dessen religiöse und sittliche Zustände machen können als bei Johannes, im Menschengewühle des sonst so stillen Jordanufers?“ (S. 45). Er ließ sich dann auch von Johannes taufen, aus keinem andern Grunde, als weil Jedermann sich taufen ließ: „Er wollte sich nicht ausschließen von der umfassenden geistigen Bewegung und sittlichen Erregung, welche sein ganzes Volk ergriffen hatte“; „als ein demüthiges Mitglied seiner Volksgemeinde, als Einer, der die Schuld der Gesammtheit auch als seine Schuld betrachten zu müssen glaubte und die Reinigung Aller auch als seine Reinigung mitempfand, der die Sache seines Volks von seiner eignen Sache auch nicht einen Augenblick zu trennen vermochte, als ein Solcher stieg er in die Wellen des Jordans zur Taufe an der Hand des Täufers hinab.“

Nach Schenkel ist der Ausspruch Jesu Marc. 10, 45., daß er gekommen sei, „zu dienen und sein Leben zu geben als ein Lösegeld statt Vieler“, der einzige, in welchem der Herr selbst sich über die Bedeutung und wesentliche Frucht seines Todes ausspricht, und Schenkel commentirt denselben folgendermaßen: „Hatte Jesus die hilfsbedürftigen Menschen und Völker sich ein anderes Mal als Mühselige und Beladene vorgestellt, so schwebten sie seinem Gemüthe dies Mal als Gefangene vor. Der Zustand des Gefangenen ist ein so beklagenswerther, daß er das allgemeine Mitleid in Anspruch nimmt; mit seiner persönlichen Freiheit verliert der Mensch meist auch den Muth und die Freude des Lebens. In einem solchen Zustande befand sich damals, unter den Juden wie unter den Heiden, das eigentliche Volk; auf die unteren und mittleren Stände waren beinahe alle öffentlichen Lasten gewälzt; meist entbehrten sie des kostbaren Gutes der gesellschaftlichen und bürgerlichen Freiheit und schon wegen ihrer abhängigen und gedrückten Lage waren sie der Verführung zu größeren Sünden und Lastern vielfach ausgesetzt. Sie waren gebunden, unfrei in der umfassendsten Bedeutung dieses Wortes. Sie aus diesen Banden unwürdiger Knechtschaft zu erlösen ihnen Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit, Freude, Frieden, Liebe, den Trost der Sühne und Vergebung, das Bewußtsein ihrer Menschenwürde, und den frischen, frohen Lebensmuth, der aus demselben fließt, zu bringen; sie zur Theilnahme am Genuße der geistigen und sittlichen Güter einzuladen, welche dem Menschenleben erst einen dauernden Werth und eine höhere Weihe verleihen, ihnen gleichen Antheil an dem unvergänglichen Inhalte unseres Daseins, wie den darin bisher so bevorzugten höheren Klassen der Gesellschaft zu sichern: das war eine der vorzüglichsten Aufgaben des Lebenswerks Jesu. Um diese zu erfüllen, dazu bedurfte es seiner Hingabe in den Tod. Nur durch seinen Tod konnte das Hinderniß einer, der Bestimmung Israels wie der Völker überhaupt würdigeren Entwickelung beseitigt werden. Dieses Hinderniß war der starre Buchstabe der Satzung, welche den Geist der Liebe bei Juden und Heiden im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben getödtet hatte. Der Jude haßte — in Folge der von ihm angebeteten Autorität des Gesetzes — den Heiden und schloß ihn von den Heilsgütern aus. Der Priester verachtete

die tief unter ihm stehende Laiengemeinde. Der freie Bürger innerhalb der heidnischen Welt räumte dem Sklaven nicht einmal persönliche Rechte ein, sondern betrachtete ihn wie eine todte Sache. Eroberte Länder, gefangene Menschen wurden mit roher Grausamkeit behandelt. Bei den Juden mangelte es auch an der Achtung vor der weiblichen Würde. Alle diese unwürdigen und verwerflichen Zustände waren durch den Buchstaben des Gesetzes und der Säkung geheiligt. Das vorchristliche Unrecht, das zum herkömmlichen Rechte geworden war, mußte gesühnt, der Buchstabe der Gerechtigkeit mußte durch den Geist der Gerechtigkeit überwunden werden. Die Herrschaft des Buchstaben mußte Jesum tödten, um selbst mit ihm zu sterben. Er starb nach dem Buchstaben des Gesetzes verdienster Maaßen; er war mit demselben in einen unauslöschlichen Widerspruch getreten. Es kam nun darauf an, daß der Geist der Freiheit und Liebe, der ihn bewogen hatte, mit der Säkung zu brechen, und sein Vertrauen, mit dem er in den Tod ging, sich stärker zeigte, als der Buchstabe und die Formel des Gesetzes. Mit dem Tode zahlte er der Säkung ihre letzte Schuld. Sie konnte nur noch tödten, den Gerechtesten, den die Jahrhunderte jemals sahen. Sie war leer, hohl, stumpf geworden. Aber er lebte fort in seinem Geiste, seinem Worte, seiner Liebe, seiner Wahrheit, in seiner von ihm zeugenden Gemeinde. Das jüdische Gesetz war durch seinen Tod vernichtet. Ein beseligender Lebensstrom floss aus dem von ihm vergossenen Blute in die Welt. So ward sein Tod ein Sieg der Freiheit und der Liebe, die Quelle einer neuen höheren Gerechtigkeit für Juden und für Heiden, ein Lösegeld für die Gefangenen in Israel und in der Heidenwelt. Er weihete zugleich den Schmerz und das Leiden als die erhabenste Erscheinung des Göttlichen unter den Menschen; er erklärte das Opfer als die vollendetste Offenbarung der himmlischen Gerechtigkeit und Liebe. Aber auch darin, daß Jesus „an der Stelle Vieler“ sein Leben als Lösegeld hingegeben hat, liegt nichts Unangemessenes. Wohl wäre es die eigentliche Aufgabe der „Gefangenen“ gewesen, sich zu helfen und durch Selbstaufopferung die ihnen entzogenen Güter zu erringen. Allein wir wissen aus der täglichen Erfahrung, daß doch immer Einzelne nur berufen sind, für die höchsten Güter zu kämpfen und zu ringen, zu leiden und auf diesem Wege „Vielen“ die Theilnahme an denselben zu vermitteln. Das Bewußtsein, ein Vorkämpfer und Befreier Vieler zu sein, trug Jesus insbesondere damals in der Brust, als er den Schicksalsgang nach Jerusalem zu thun im Begriff war. Es war ihm nunmehr zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß er kämpfen, leiden, sterben werde als ein Opfer für den gedrückten und gemißhandelten Theil der Menschheit, als der Freund und Bruder der Armen, der Beschützer der Nothleidenden und Elenden, auf welche die damaligen Spitzen der Kirche und des Staats mit Gleichgültigkeit oder Verachtung herabzublicken gewohnt waren. Gerade aus diesem Grunde ist das Bild des dem Tode entgegen gehenden Erlösers von dem reinsten Lichte umflossen. Daß er sich nicht als der Vertreter der Vornehmen, der Reichen und Glücklichen wußte; daß er auf jede Zustim-

mung, jede Beehrung, jeden Beifall von dieser Seite unbedingt verzichtete; daß er nicht mehr und nicht minder sein wollte, als der Helfer und Erretter Derer, welche nirgends mehr ein hülfereiches Herz und eine rettende Hand fanden; daß sein Tod ein Tod im Dienste der Armuth, des Jammers, der tiefsten Verlassenheit und Verkommenheit war; das ist das göttliche Siegel, welches der Vater im Himmel selbst auf Jesu Wort, daß er sein Leben hingegeben habe als ein Lösegeld statt Vieler, gedrückt hat; darum schon ist der Name Jesus gerade auf den dunkelsten Blättern der Welt- und Völkergeschichte ein hellleuchtender Stern.“ Es bedarf keines Nachweises, daß die Person und das Werk Christi durch diese Travestirung Christi in einen politischen Christus alles religiösen und sittlichen Inhalts entledigt werden. Zwar heißt Jesus ein Befreier, nicht bloß von socialem Druck und bürgerlicher Noth, sondern auch von der Sünde. Aber die Erlösung von der Sünde wird doch immer nur so nebenher erwähnt und aus einer gewissen Condescendenz gegen das „herkömmliche“ Christenthum nebenbei mitgenommen. Nach Schenkel ist die Sünde eigentlich nur ein Resultat und Product der politischen und socialen Zustände; sie kommt auch in eigentlicher Bösgartigkeit nur bei den höheren Ständen vor; das liebe „Volk“, die unteren und mittleren Stände, fallen freilich mitunter auch in grobe Vergehungen, aber eben nur in Folge ihrer gedrückten Lage, und würden ganz lieb und gut und gesund sein, wenn sie nicht von den herrschenden Ständen gedrückt würden; wird dieser Druck weggenommen, so werden sie auch gut; weßhalb denn auch der Jesus Schenkel's der Erlöser nicht der verstockten höheren Stände, sondern der untern und mittleren Volksklassen ist. So erscheint die Erlösung von der Sünde nur als ein untergeordnetes Correlat zu der Befreiung aus politisch-socialer Noth und Bedrückung. Daß damit das ganze Wort und Evangelium Gottes verkehrt, auf einen ihm völlig fremden Sinn gezogen, bis ins Einzelnste hinein verunstaltet werden muß, liegt auf der Hand. Aber um nachzuweisen, wie weit auch diese Consequenzen schon von Schenkel selbst gezogen werden, wollen wir aus seinem „Charakterbilde“ noch einige Einzelheiten mittheilen. Diese Mittheilungen werden zugleich den Beweis liefern, zu welchen Verdrehungen der Aussprüche Christi, zu welcher heillosen Schriftauslegung Schenkel greifen muß, um seinem politischen Christus in den evangelischen Berichten einen scheinbaren Anhalt zu geben.

Der Satan, den Jesus Luc. 10, 18. vom Himmel stürzen sah, war nichts Anderes, als „die hierarchische Partei, der unausbleibliche äußerste Widerstand derselben, den er dem Wesen nach als gebrochen betrachtete. Sie als den Satan zu bezeichnen, der ihn an der Ausführung seines Erlösungswerks hindern wollte, hatte er ein vollkommenes Recht“ (S. 164). Gewiß, denn hören wir, wie Jesus die Menschen tarirte. Schenkel sagt es uns, indem er S. 289 den Ausspruch Jesu: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ Marc. 14, 38. so commentirt: Dieses Wort enthält nicht die herkömmliche Lehre von der Erbsünde, sondern „Jesu Urtheil über die sittliche Beschaffenheit des Menschenherzens überhaupt, und wie milde lautet dasselbe, wo man es gerade

am strengsten erwartet hätte! In dieser Art hat Jesus die Menschen in der Regel kennen gelernt: zum guten Vorsatz willig, bei der Ausführung des Guten aber ohne sittliche Energie, ohne Thatkraft des Geistes und ohne Festigkeit des Charakters. Sinnliche Schwäche, unschlüssige Gutmützigkeit, wohlwollende Halbherzigkeit: das ist der Durchschnittscharakter des Menschengeschlechts. Eine Ausnahme hiervon bildeten allerdings die Häupter der hierarchischen Partei, die Männer der Sägung, die Träger der obrigkeitlichen Gewalt. Sie hatten bösen Willen; sie waren verhärtete Knechte des Buchstabens und der Formel, die sie zu ihrem Vortheil ausbeuteten, stumpfe Werkzeuge des Ehrgeizes und des Hochmuthes durch fanatische Verfolgung ihrer Parteizwecke geworden. Aber so waren sie auch nicht zur Welt gekommen und nicht immer gewesen; so waren sie geworden durch fortgesetzte Gewissensunterdrückung, durch den lähmenden Einfluß des Standesgeistes, durch die abstumpfende Macht der Gewohnheit, durch den in Vorurtheilen und Selbstsucht erstorbenen Sinn, durch Eigenliebe und Eigenwilligkeit, worin das eigne Urtheil fremden Anschauungen gegenüber zuletzt sich völlig abschließt.“ Aber wie sollten diese Häupter der hierarchischen Partei und Träger der obrigkeitlichen Gewalt auch anders sein? Sie hatten und haben ja in Vausch und Bogen allesammt die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Hören wir, worin nach Schenkel S. 106 die Sünde wider den heiligen Geist besteht: nicht „in einem Rückfalle aus dem Stande der Bekehrung in den Stand der Unbußfertigkeit; sie findet sich nicht bei sogenannten Ungläubigen und Weltleuten; sie findet sich umgekehrt bei den starren und harten Vorlämpfern traditioneller Bekenntnißmäßigkeit, bei den Trägern und Verehrern des orthodoxen Sägungsglaubens“, denn „im Schooße der gegnerischen Partei, bei den Vertretern der bevorrechteten Stände, den Theologen und Hierarchen, war er auf einen Grad geistiger Selbstüberhebung und sittlicher Verstockung gestoßen, bei dem nach seinen Wahrnehmungen das Bedürfniß nach Vergebung verloren gegangen und darum die Vergebung selbst nicht mehr möglich war. Diese Sünde theologisch-hierarchischer Verstockung und Verhärtung bezeichnete er als die Sünde wider den heiligen Geist. — Die größte Sünde, die überhaupt möglich, ist mithin nach der Erklärung Jesu der bewusste boshafte Fanatismus in seinem selbstsüchtigen, engherzigen und blinden Widerstande gegen den religiös-sittlichen Fortschritt, gegen die Erneuerung und Entwicklung auf dem kirchlichen Gebiete.“ Und damit wir ja den Kreis dieser satanischen Menschen nicht zu eng fassen, hören wir, wie Schenkel das Wort des Herrn: „Ich preise Dich, daß Du Solches den Weisen und Klugen verborgen, und den Unmündigen offenbart hast“, Luc. 10, 21., auslegt: „Die Gottesgemeinde des neuen Bundes sollte nicht auf Schulgelehrsamkeit und Amtsauctorität, nicht auf Theologie und Klerus, nicht auf privilegierten Ständen, sondern auf dem kindlichen Glauben und der demüthigen Liebe des Volks ruhen, sollte nicht von oben herab gebaut werden durch die Hand der Mächtigen und Einflußreichen, sondern von unten herauf, aus dem guten Willen und der reinen Gesinnung der Macht- und Einflußlosen sollte sie hervowach-

sen. — Diejenigen, welche innerhalb der christlichen Kirche alle Anordnungen von oben herab getroffen wissen wollen, haben das Dankgebet Jesu wohl noch niemals ernstlich erwogen. Aus ihm allein schon müßte ihnen deutlich geworden sein, daß er lebiglich den, wenn auch in noch so vieler Beziehung unreifen und verkommenen, mittleren und unteren Ständen Vertrauen geschenkt hat, wogegen er von den privilegierten Klassen, den gelehrten Zunftgenossenschaften, den geistlichen Würdenträgern, insbesondere dem Kirchenregimente seiner Zeit, gar nichts hoffte und erwartete, aber Alles zu befürchten hatte. In dem das oberflächliche Urtheil überraschenden Umstande, daß die Träger der geistlichen Gewalt und die Wächter der kirchlichen Ueberlieferung für die neue, von Jesus gestiftete Welt- und Lebensordnung keinen Sinn und kein Verständniß mitbrachten, während das kindliche Volksgemüth und der unbefangene Laienverstand sich ihr völlig erschlossen, erblickte Jesus die Erfüllung des göttlichen Weltzwecks und Heilsplans selbst. Neue Epochen der Entwicklung und des Fortschritts, namentlich auf dem Gebiete der Religion und Sitte, werden in der Regel von unten auf angebahnt; sie entspringen aus der Kraft und Fülle des tüchtigen und lebendigen Volksgeistes, nachdem die höhern Stände, in Folge geistiger Erschöpfung und sittlicher Zerrüttung, neue Ordnungen zu schaffen unfähig, und in selbststüchtiger Anhänglichkeit an ihre Vorrechte auch unbereitwillig geworden sind“ (S. 165, 166). Natürlich setzt sich damit die Sünderliebe Jesu in „Volksfreundschaft“ um: „Die Aufnahme der Heiden in das Reich Jesu“, hören wir S. 195, „war nun auch eine nothwendige Folge der liebenden Fürsorge, welche Jesus den Sündern, dem sittlich gesunkenen und verkommenen Theile der Menschheit, überhaupt widmete. Erblickte er doch eine seiner hauptsächlichsten Lebensaufgaben darin, die in den mittleren und unteren Ständen, dem eigentlichen Volke, schlummernden geistigen Gaben und sittlichen Kräfte, welche von den bevorzugten Klassen absichtlich und herzlos vernachlässigt und verwahrlost worden waren, anzuregen und zu entwickeln. Der theokratische Messias war der Held der vornehmen Welt, der leidende Messias der Helfer des armen und nothleidenden Volkes.“ Und in was dabei der *ordo salutis* sich umsetzt, sagt uns Schenkel, indem er S. 177 das Evangelium vom barmherzigen Samariter so erklärt: „Erst auf der Höhe des messianischen Bewußtseins Jesu konnte dieses Gleichniß entstehen. Es ist in demselben die tiefste und umfassendste Bedeutung des von ihm gestifteten Gottesreiches zur Darstellung gekommen. Vor der Höhe dieses Standpunkts sind alle confessionellen Schranken gefallen, und als die wahre, zum ewigen Leben führende Religion erscheint die Religion der edlen, von allen Vorurtheilen des Bekenntnisses, des Standes, des Amtes, des Volksthum gereinigten Menschenliebe, der unbedingtesten *Humanität*. — Im Gleichnisse vom barmherzigen Samariter hat er die Religion der Menschheit und Menschlichkeit heilig gesprochen; er hat sich in ihm als den Heiland aller Menschen erklärt; der Priester und der Levit dagegen — sie sind die unauslöschlichen Charakterbilder jenes herzlosen Bekenntnißheifers, der, während er für den todten Buchstaben streitet, das in

Noth und Elend schmachtende Leben des Bruders gleichgültig dem Verderben überläßt, der über Juden, Türken, Heiden, Katholiken, Protestanten, Reformirten, Lutheranern u. s. w. vergift, daß Gott den Menschen geschaffen, und daß Jesus den Menschen erlöst hat. Die von confessionellen, feudalen, nationalen Vorurtheilen gereinigte Menschenliebe, sie ist, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse Jesu, der Weg zum ewigen Leben.“ Wer das Buch Schenkel's, wer nur das von uns oben aus demselben Mitgetheilte liest, der wird auf den ersten Blick gewahren, daß der Schenkel'sche Christus genau so denkt, redet, urtheilt, handelt, operirt und agitirt, wie die Ronge, Uhlich, Dowiat und Schenkel, wie diejenige Richtung unserer Tage, die dem verbrauchten Vulgärrationalismus durch politischen Radicalismus zum Wiederaufleben verholfen hat. Durch sein ganzes Buch hindurch zieht Schenkel fortwährend eine Parallele zwischen den damaligen jüdischen und unseren gegenwärtigen Zuständen, natürlich nach Maßgabe seiner Anschauung von Beiden. Fortwährend wird von dem damaligen Staats- und Kirchenthum, von den damaligen politischen und religiösen Parteien, von den damaligen Schriftgelehrten, Pharisiern, unteren und mittleren und höheren Ständen, regierenden und unterdrückten Klassen hinübergeblückt nach dem, was ihnen nach Schenkel's Urtheil in der Gegenwart entspricht. Die damaligen Schriftgelehrten sind eigentlich die heutigen orthodoxen, unter dem Banne der Sägung liegenden Theologen, der damalige hohe Rath der Juden ist eigentlich das heutige Kirchenregiment, die damaligen Volksoberen sind eigentlich die heutigen regierenden Klassen, und so fort. Sein mit allem in Kirche und Staat Bestehenden zerfallener Christus aber entspricht dann natürlich dem kirchlich-politischen Radicalismus unserer Tage, und wenn derselbe gegen Obere und Pharisiäer donnert und practicirt, so donnert und practicirt er eigentlich gegen den Absolutismus und die Hierarchie der Gegenwart. Diese Parallele ist zwar meistens stillschweigend, aber immer mit vollkommener Deutlichkeit inne gehalten, und hin und wieder wird sie auch ausdrücklich gezogen, z. B. wenn es S. 254 heißt: Jesus „sprach es unverholen aus, daß der Wurmfraß des Todes an den Fundamenten des jüdischen Kirchenthums nage, daß seine letzte Stunde geschlagen habe, daß es zur sittlichen Pest für die Menschheit geworden sei. Das ist auch jedes sähungsmäßige Kirchenthum ohne sittliche Kraft und ohne geistiges Leben. Die Pharisiäer sind, dem Urtheil Jesu zufolge, eine Schlangenbrut. Sie sind Kinder der Hölle, Mörder, Seelenmörder und Prophetenmörder; sie haben das Maß ihrer ruchlosen Väter erst recht vollgemacht, ihr Schicksal ist beschlossen. Die Theokratie ist zum Untergange reif — die Zukunft gehört dem Evangelium. Der Weheruf Jesu ist noch nicht verklungen. Er trifft noch heute, wie eine Posaune des Gerichts, jedes auf die Sähungen der Ueberlieferung und auf die Herrschaft etnes mit Vorzugsrechten ausgestatteten Klerus gegründeten Kirchenthums.“ Und diese Parallele ergiebt sich nicht etwa von selber so, daß die regierenden Klassen und die Spitzen der Kirche und des Staats der Gegenwart wirklich den Oberen und Pharisiäern von damals glichen, sondern umgekehrt: Schenkel zeichnet

die damaligen Obersten und Pharisäer und die damaligen Zustände überhaupt so, wie er sich von seinem Standpunkte aus die Zustände und Parteien der Gegenwart denkt. Und wie ihm darnach Jesus an der Stelle zu stehen kommt, die jetzt der Radicalismus auf politischem und kirchlichem Gebiete einnimmt, so zeichnet er auch seinen Jesus so, wie diese gegenwärtige Richtung ist. Er sieht sich diese moderne Richtung an, betrachtet sich ihre Führer, ihre Uhlisch und Ronge und Schenkel, macht sich davon eine Art Ideal und stellt dieses Ideal eines kirchlich-politischen Volksmannes, nach Beseitigung der evangelischen Berichte, in den Anfang christlicher Zeitrechnung zurück. Das sind die Ursprünge des politischen Messias Schenkel's.

Wir haben bisher wohl erlebt, daß französische Social-Demokraten flüchtig hie und da den Gedanken hingeworfen haben, als ob der Herr und Heiland eigentlich nichts Anderes als ein Vertreter der Menschenrechte, als ein Kämpfer für die Volksinteressen, als ein Befreier von socialelem Druck gewesen wäre, und wir haben das bisher immer nur für eine aus wälscher Frivolität geborne Blasphemie gehalten; aber diesen Gedanken mit dem Anschein und Anspruch wissenschaftlicher Gründlichkeit durch ein ganzes dickes Buch durchzuführen, ist einem deutschen Professor der Theologie aufbehalten geblieben. Es muß wohl wahr sein, wenn auch in anderem Sinne, als er es meint, was Schenkel S. 4 sagt, daß „die frische Bewegung in der theologischen Wissenschaft sich in einen stehenden Sumpf verloren hat“, wenn solche Irrlichter aus ihr aufsteigen können. Und ein Jammer ist's immerhin auch, obgleich Niemand an die Wahrheit des Schenkel'schen Christus glauben wird. Es ist doch wieder ein Vorwand geschaffen, sich dem Wort des Heilandes und seinen sittlichen Forderungen der Buße und des Glaubens zu entziehen unter dem Vorgeben, daß man desto treulicher an den Volksbefreier Jesus glaube und an seinem Werke arbeite. Es ist doch ein neuer Rechttittel erfunden, unter welchem man sich den Christennamen anmaßen kann, auch wenn man kein Christ ist noch sein will. Es sind doch abermal die rechten Grundsünden unserer Zeit, der Haß gegen alles Geschichtliche, die Auflehnung gegen alles Gesetz, die Verachtung aller Form, die Verläugnung aller Autorität, die Impietät, die Zerfallenheit mit allem Bestehenden, als die rechten eigentlichen Christentugenden empfohlen, ja durch das Vorbild des Herrn selber geheiligt. Es ist doch wieder ein Schritt weiter gethan in dem Versuche, die Politik und das politische Treiben an die Stelle zu setzen, die der Gottseligkeit und dem Trachten nach dem ewigen Leben gebührt. Es ist doch ein neuer Unterricht erteilt in der Kunst, nach den zeitlichen Gütern zu jagen und die ewigen darüber zu verlieren. Es ist doch eine neue Schmährede erfunden für Die, die sich Mühe geben, das deutsche Volk beim Glauben seiner Väter zu erhalten; und wenn sie lange genug Pietisten und Mucker, Orthodoxe und Finsterlinge, Reactionäre und Römlinge haben heißen müssen, so ist's nun durch Schenkel's That und Gottes Zulassung geschehen, daß sie fortan als Feinde des Volks und Bedrücker der unteren und mittleren Stände verlästert und verläumdete werden mögen. Es ist doch Denen, die nach dem Brod des Le-

Bens hungern, wieder ein Stein geboten; es ist doch der Arbeit der Zurückführung unseres Volks zu christlichem Glauben und kirchlicher Sitte wieder ein neuer schwerer Anstoß in den Weg geworfen.

Und doch ist es ganz gut so. Gott hat es zugelassen, und es ist gut, daß Schenkel in seinem Namen und im Namen seines Gleichen einmal auf das Centrum gegangen ist, und sich an dem Gekalbten Gottes selbst vergriffen, ihm seine Dornenkrone abgenommen und die Jacobinermütze aufgesetzt hat. Er und sein Geist sind dadurch offenbar geworden. Er ist dabei auf den Eckstein gefallen, und ist zerschellt an demselben. Gottes Wort und der Glaube daran haben in den letzten Jahrzehenden eine erfreuliche, weite Ausbreitung in deutschen Landen gefunden, mehr als man vor dreißig Jahren hätte hoffen mögen. Aber es ward dabei je länger, je mehr auch eine besorgliche Lauheit, ein Geheulassen, eine bedenkliche Unempfindlichkeit gegen getrübtte Erscheinungen im christlichen Leben und Glauben bemerkbar, daß man sich mit der weitschichtigen christlichen Phrase absand und begnügte, daß man über trasse Abweichung von der gesunden Lehre ruhig hinweg sah, daß man sich grobe Ausbrüche des Spiritualismus und Antinomismus still gefallen ließ, daß man einer heillosen Vermischung und Vermengung christlicher und politischer Gedanken und Bestrebungen unwidersprochen ihren Lauf ließ, daß man die Uebergriffe einer sich rein auf sich selbst stellenden „Wissenschaft“ für unantastbar erachtete, wenn nur dabei die christliche Phrase breit floß. Es wäre Viel davon zu sagen, welche Kameele in den letzten zehn Jahren die Christenheit aus Lethargie und Unklarheit in diesen Beziehungen verschluckt hat. Und in Folge davon ist die Zersetzung und Zerklüftung der christlichen Kreise und Bestrebungen gewesen. Es steht zu hoffen, daß, nachdem Schenkel aus all den getrübtten christlichen Elementen unserer Zeit mit einem Angriff auf die Person des Herrn und Heilandes selber das Facit gezogen hat, das Gewissen der Christenheit erwachen, das durch dies Uebermaaß verletzte Herz derselben sich regen, und ein Aufgeben des bisherigen latitudinarischen Verhaltens erwirken wird. Es wird nun auch wohl den blödesten Augen klar werden, daß die christliche Phrase auch mit dem Antichristenthum verträglich ist, daß alle Ungesundheit und Weitschichtigkeit in der Lehre am Ende zur Verkennung des Herrn Christi selbst führen muß, daß aller Spiritualismus und Antinomismus zuletzt damit schließen müssen, aus dem Herrn Christo selbst einen Freigeist und Gesetzesstürmer zu machen, daß alle und jede Vermischung des Christlichen und Politischen, und darum auch all das Machen in Kirchenverfassung, wie Schenkel es betreibt, schließlich nur das Resultat hat, Christum und Christenthum zu zersetzen, und daß, wenn man diese Consequenzen nicht will, man auch die Prämissen nicht gut heißen darf. Und die Gegenwirkung ist ja auch schon eingetreten. Das erste freudige Ereigniß auf kirchlichem Gebiete seit zehn Jahren, weil das erste, was zu einer Wiederbelebung und Wiedervereinigung der christlich-kirchlichen Elemente in Deutschland Hoffnung giebt, ist das Zeugniß der 118 Badenser:

gegen Schenkel's „Charakterbild“. Wir vertrauen zu Gott, daß sie in ihrem Kampfe nicht nachlassen, und daß man sie auch anderswo nicht in ihrem Kampfe allein stehen lassen wird, so gewiß ihr Zeugniß wahr, ihre Forderung gerecht ist. Darin beirrt uns auch nicht, daß der badische Oberkirchenrath ihnen so geantwortet hat, wie er gethan. Wer hätte von Diesen erwarten mögen, daß sie in der Lage wären, den Namen ihres Herrn und Heilandes vertreten zu dürfen gegen Schenkel! Und auch das beirrt uns nicht, daß der Kirchentag zu Altenburg nur eine gewundene Erklärung in der Sache abgegeben, daß seine Posaune keinen deutlichen Ton von sich gegeben hat, weil die Tiraden von der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und von den hohen Aufgaben der neutestamentlichen Kritik dazwischen geworfen wurden. Die arme „Kritik“ hat seit hundert Jahren an den Evangelien herumgenagt, hat sich dabei immer im Kreise gedreht, und hat auch noch nicht ein einziges positives Resultat zu Wege gebracht. Daneben ist, unbekümmert um sie und ihr Nagen, die christliche und kirchliche Entwicklung ihren Weg gegangen, und ist eine Macht geworden, die sich durch solche Prozeduren der „Wissenschaft“ und „Kritik“, wie die vorliegende Schenkel'sche, ihren Lauf nicht hemmen lassen will und wird. Will nun etwa die „Wissenschaft“ und „Kritik“, die doch sonst immer für sich den „Fortschritt“ in Anspruch nimmt, vielleicht mit Einem Male reactionär werden, und den kirchlichen Fortschritt hemmen, damit er sich nach ihr aufhalte, damit nicht die Entwicklung des Reiches Gottes über sie ad acta gehe? Es wäre der „Wissenschaft“ und „Kritik“ zu rathen, daß sie das bleiben ließe, daß sie nicht solche Auswüchse ihrer Arbeit in Schutz nähme. Es wäre das gut für ihre Selbsterhaltung; denn die Christenheit braucht nicht zu warten, daß die „Wissenschaft“ und die „Kritik“ ihr das Bild ihres Herrn und Heilandes erst vermittele; wenn die „Wissenschaft“ und die „Kritik“ sie nicht fördern wollen, aufhalten werden sie sie gewiß nicht. So hat denn auch der Kirchentag wenigstens sein Verwerfungsurtheil über das Schenkel'sche „Zerrbild“ ausgesprochen, und die Dorner u. s. w. haben es mit aussprechen müssen trotz „kritischer“ Bedenken und „wissenschaftlicher“ Beängstigungen. Das ist die Macht der Wahrheit, die zum Bekenntniß zwingt, und die Wahrheit wird, nachdem der Anstoß gegeben, die Scheidung und Klärung vollziehen, und wird offenbar machen, daß noch ihrer Manche nichts Anderes sind als Schenkel. Denn Schenkel hat nicht sich bloß, sondern seine ganze breite Richtung in zu nahe Berührung mit dem Eckstein gebracht; und wer auf den Eckstein fällt, den wird er zerschellen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Concordienbuch. Es ist kein Zweifel, daß auch diejenigen Kirchen rechtgläubige Lutherische Gemeinschaften sein können, welche lediglich die Augsb. Confession für ihr Symbol erklären. Anders aber ist es, wenn sie

dies deswegen thun, weil sie den Inhalt der anderen Symbole nicht für die richtige Ausführung und Entwicklung der Lehre der Augsb. Conf. ansehen. Dann ist ohne Zweifel auch ihre Annahme des Grundbekenntnisses unserer Kirche keine aufrichtige. Dann nehmen sie die Augsb. Conf. jedenfalls nur darum an, weil sie mit diesem kurzen Bekenntniß eher fertig werden und ihre Opinions demselben unterschieben zu können meinen. Dies erkennt selbst ein Reformirter Lehrer an, der mit Recht in dem Rufe steht, die Gabe und Willigkeit zu einer möglichst objectiven Darlegung der Lehre auch anderer Gemeinschaften zu haben, Dr. Matthias Schneckenburger, weil. ord. Prof. zu Bern. Derselbe schreibt u. A. in seinen von Hundeshagen herausgegebenen „Vorlesungen über die Lehrbegriffe der kleineren protestant. Kirchenparteien“ (Frankf. a. M. 1863) Folgendes: „Anerkanntermaßen bilden die früheren Lutherischen Symbole eine organische Fortentwicklung des in der Augsb. Conf. niedergelegten Lehrstoffes, einen gewaltigen Stamm, aus jener Wurzel erwachsen, als dessen Zweige und Laubwerk die großartigen dogmatischen Lehrgebäude der orthodoxen Lutherischen Kirchenväter dastehen. Von dieser Fortentwicklung der Doctrin wollen die Herrnhuter nichts hören, obgleich sich der evang.-luth. Lehrbegriff durch jene vollendet. Ihr alleiniges Bleiben bei der Augsb. Conf., als dem frühesten und einzig staatsrechtlichen Symbol, schließt also irgend eine Abweichung von dem orthodoxen luth. Lehrbegriff ein und läßt wenigstens eine andere Auffassung der Grundlehren der Augsb. Conf. zu, als diejenige, welche zu jener weitem doctrinellen Fortbildung die Keime enthält.“ (S. 157 f.) Es versteht sich von selbst, daß dieses Urtheil in noch höherem Maße von denjenigen Gemeinschaften gilt, welche bei ihrer ausschließlichen Anerkenntniß der Augsb. Conf. auf den Lutherischen Namen Anspruch machen. W.

Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

I. America.

Der „American Lutheran“ vom 20. Juli veröffentlicht einige an ihn gerichtete Briefe, in denen es u. A. also heißt: „Ich hoffe zu Gott, der Tag ist nahe, an welchem die luth. Kirche in diesem Lande einen deutlichen Ton geben, die Mißgestalt und den Druck des Symbolismus abschütteln und von der großen protestantischen Welt anerkannt hervortreten wird. Der Versuch, in einem und demselben Hause mit Symbolisten zu leben, ist nutzlos. Wir danken Gott, daß wir ein Blatt haben, welches in seinem ersten Jahre sagt: ‚Kein Compromiß mehr mit Symbolismus!‘ Halleluja! mag die ganze Kirche es hören!“ Merkwürdigerweise veröffentlicht aber der „Amer. Luth.“ in derselben Nummer ein anderes an ihn gerichtetes Schreiben, worin es, wie folgt, heißt: „Wir scheint, Sie könnten in dem Stolz der editorielle Artikel ein kleines ‘improvement’ anbringen. Ich dünkte, die darin gebrauchte Sprache ist zuweilen nicht wohl gewählt; z. B. Sie schreiben frei wider die ‘Symbolisten’, was recht ist, aber würde es nicht besser sein, einen die Sache näher bezeichnenden (qualifying) Ausdruck zu gebrauchen, wie, ‘Hyper- oder extreme Symbolisten’ oder einen andern Ausdruck desselben Sinnes? Sie wissen, wir alle sind in einer gewissen Ausbeugung Symbolisten, denn wir halten uns zu der Augsb. Confession in einem eingeschränkten

Sinne, und in derselben Ausdehnung sind wir Symbolisten. Ferner: Mir scheint, Sie bedienen sich zuweilen einer Ausdrucksweise, die Sie in gleiche Reihe mit C. P. Krauth (?) und Anderen bringt. Etwas Derartiges finde ich z. B. in Ihrem Blatte vom 27. April in Bezug auf S. R. Brobst. Sie sprechen davon, daß er ein „Deuchler“ sei und von seiner „offenbaren Heuchelei“. Meinen Sie nicht, daß solche Ausdrücke das Verdienst und den hohen Charakter (!!) Ihres Blattes beeinträchtigen? — Den ersten dieser Vorwürfe sucht nun Hr. Anstätt damit zu beseitigen, daß er von Symbolisten im üblen Sinne rede, wie er auch von Unitariern spreche, obgleich auch er an die Einheit Gottes glaube. Was den zweiten Vorwurf betrifft, so entschuldigt er sich damit, er habe „das Kind bei seinem rechten Namen nennen“ wollen. Wie tief das radicale s. g. americanische Lutherthum gesunken ist und wie rettungslos es seinem Untergange entgegen geht, dafür gibt es wohl keinen besseren Beweis, als daß es auf einen Mann, wie Hr. Anstätt, als seinen tragikomischen öffentlichen Vertreter angewiesen ist. — In angezeigter Nummer verkündigt übrigens letztgenanntes Kirchenlicht, daß der verstorbene „Luth. Kirchenbote“ demnächst wieder auferstehen und von ihm mit der nöthigen Hausirerwaare wieder werde versorgt werden. Wahrscheinlich wird der auferstandene „Kirchenbote“, dem Pastor Brobst die unbequeme Frage vorgelegt hatte, warum er denn früher den Deutschen nicht auch seine Revivalreligion angeboten habe, das Versäumte nun nachholen.

B.

Dr. C. P. Krauth. Es gereicht uns zu ungeheuchelter Freude, im „Lutheran and Missionary“ vom 13. Juli folgendes Bekenntniß und Widerruf des Genannten zu lesen: „Zu wahrer Einigkeit der Kirche ist Uebereinstimmung im Fundamentalen nöthig und ein wesentliches Stück des Nothwendigen ist ein Uebereinkommen darüber, was zu dem Fundamentalen gehöre. Die Lehrartikel der Augsburg. Conf. sind alle Glaubensartikel und alle Glaubensartikel sind fundamental. Unsere Kirche kann nie eine echte innerliche Harmonie haben, außer in dem Bekenntniß dieser Artikel, und zwar aller insgesammt, ohne Vorbehalt und Zweideutigkeit. Dies ist unsere tiefe Ueberzeugung, und wir retractiren hiermit vor Gott und seiner Kirche feierlich, wie wir bereits ernstlich und wiederholt in indirecter Weise gethan haben, alles, was wir in Widerstreit mit dieser unserer gegenwärtigen Ueberzeugung geschrieben oder gesagt haben. Dies zu thun, schämen wir uns nicht. Wir danken Gott, der uns geleitet hat, die Wahrheit einzusehen, und wir danken ihm, daß er uns von der Versuchung frei gemacht hat, uns selbst mit dem Anspruch zu verwickeln, daß wir uns in Betreff unserer früheren, durchaus aufrichtigen, doch beziehungsweise überaus unreifen Ansichten noch bis heute völlig treu geblieben sind.“

B.

Auch aus den Evangelischen oder s. g. Albrechtsleuten scheint der Spiritualismus einige Proselyten zu machen. Im „Christlichen Botschafter“ (vom 28. Juli), ihrem Organ, findet sich ein geharnischter Artikel dagegen, als gegen die neumobische „Nekromantie“, darin heißt es, nachdem berichtet war, daß ein Medium die Befehre von 25,000 Ungläubigen gemeldet habe, u. A. also: „Wenn jenes Medium es gewußt hätte, daß es einige Prediger selbst unter uns auch schon gewundert habe, was es in seinem spiritualistischen Guckkasten für sonderbare und geheimnißvolle Sachen zu sehen gebe, so würde dasselbe vielleicht noch hinzugesetzt haben, daß auch „„befehte““ Prediger anfragen, sein Sanctuarium zu besuchen. Allein, ich weiß hier umher bloß von etlichen solchen Brüdern, welche studiren, um dieser Gaukelei das Wort reden zu können, und was wären diese etliche unter 25,000! Doch der Umstand, daß sie „„befeht““ sind, dürfte etwas sagen.“ Zum Schluß heißt es: „Ich will mit dem Ausbehalt (!) schließen, daß, falls unsere Leute und besonders unsere Prediger ihre Wundernasen nicht aus diesem Teufels-Guckkasten lassen, ich noch mehr schreiben darf.“ Auf die Frage, ob Schreiber, da er die Sache so gründlich durchschaut zu haben scheine, etwa selbst die Sache wenigstens angesehen habe, antwortet er sehr gut: „Nein, denn ich möchte die Sache gern gründlich verstehen lernen, und um dieses zu thun, muß ichs mit dieser Sünde wie mit allen anderen machen — mich von ihr abgesondert halten; denn nur der lernt die Sünde gründlich kennen, welcher sie scheuet.“

B.

Colenso, der große Held, welcher, um das Ansehen der heil. Schrift zu stürzen, sich in die gelehrte Löwenhaut steckte und durch sein grausam wissenschaftliches Brüllen viel Hasen bange machte, hat kürzlich in einer Rede, in welcher er das Athanasianum begeisterte, sehr zuversichtlich von dem „g r i e c h i s c h e n (!) Originaltext“ desselben gesprochen. — Neulich wie neulich der ebenso gelehrte H. W. Beecher in einer öffentlichen Rede den Charfreitag für den Auferstehungstag Christi erklärte. — Schade, daß beide Helden bereits mit dem „DD“ konfisirt sind! Wäre sonst eine gute Gelegenheit für die Facultät zu **, auch ihnen den theologischen Doctorhut zu präsentieren. En.

In „Observer“ werden „die leitenden Männer“ der Missouri-Synode aufgefordert, sich die Versammlung der Generalsynode, welche nächstes Jahr in Fort Wayne zusammentritt, einmal anzusehen. Dabei wird denn die große Liberalität gepriesen, welche Luther zu Marburg dem Zwingli bewiesen habe. — Nun, der Wink ist nicht so übel! Denn in der That, das Verhältniß Luthers zu Zwingli ist so ziemlich dasselbe, als das unsrige zu den Generalsynodisten; nur daß Zwingli noch so ehrlich war, sich nicht lutherisch zu nennen. Was mag nun aber der gute Mann wohl für erbauliche Dinge von dieser liberalen Handlungsweise Luthers gegen Zwingli gelesen haben? Wenn wir ihm und den Seinen genau so thun, wie Luther dem Zwingli that, so schreien sie ja Zeter über unsre gräuliche Schroffheit und Exklusivität! Doch wir nehmen sie beim Wort. Die Liberalität also, daß wir ihnen fort und fort erklären: „Ihr habt einen andern Geist als wir; deshalb müssen wir Euch die lutherische Bruderhand verweigern; wollen aber Gott danken, wenn wir Euch dieselbe bald reichen können“ — sollen sie stets bei uns finden. En.

Der „Observer“ bringt einen Artikel, welcher gegen die von den Methodisten angenommene, schändliche Verwahrlosung der getauften Jugend auch innerhalb lutherischer Gemeinden kämpft und nachweist, welch ein Gräuel es sei, solche Kinder trotz der Taufe dennoch als Heiden anzusehen und in der Wildniß herumlaufen zu lassen, bis sie etwa in späteren Jahren durch ein Revival „bekehrt“ werden. — Der „Lutheran and Missionary“, welcher einige wirklich schöne Stellen dieses Aufsatzes mittheilt, macht dabei die Wette, daß auch dieser Aufsatz, wie bisher fast alles wirklich Lutherische, was sich einmal in den „Observer“ verirrt habe, von den Herausgebern desselben bald werde müssen widerrufen oder wegerklärt werden. Wir werden ja sehen! En.

Die Generalsynode und die Lutheraner des Südens noch einmal. In die süßen Pöcköne, die jüngst aus dem „Observer“ an die Lutheraner des Südens erschellen sind, und deren wir in einer früheren Nummer Erwähnung gethan, sind raue Mispöcköne gefallen. Der liebebelige „Observer“ hat, scheint es, von einigen seiner Generalsynoden-Brüder Zurechtweisungen bekommen von wegen seiner zu großen Bereitwilligkeit, diese Rebellen wieder in den Schooß der Generalsynode aufzunehmen. Nun, da muß der allertwelts-gefällige Mann auch diese Unzufriedenen wieder aufreiben stellen und seinen Zuckerpillen nachträglich etwas Wermuth beifügen. Er thut dies in der Nummer vom 21. Juli in folgender Weise: „Wir haben erfahren, daß einige unserer Brüder mit uns nicht übereinstimmen in den jüngst ausgesprochenen Ansichten in Bezug auf die Rückkehr der südlichen Synoden in die Generalsynode. Wie weit Andere von unseren Ansichten abweichen mögen, wissen wir nicht. Einer oder zwei haben sich dahin ausgesprochen, daß sie sich der Annahme von Delegaten der Synoden in den Rebellen-Staaten widersetzen würden, wofern dieselben nicht Beweise gäben, daß sie über ihren Verrath und andere Sünden, deren sie sich schuldig gemacht, Buße gethan haben.“ Nun, meint der „Observer“, „sollte das Gesuch solcher Synoden um Wiederaufnahme in die loyale Generalsynode nicht ein genügender Beweis sein, daß diese Leute entweder immer im Herzen loyal waren, oder daß sie ihren Irrthum eingesehen haben, und jetzt bereit sind, ihn zu bekennen, indem sie Zulassung zu einer Körperschaft nachsuchen, die sich über Verrath und Sklaverei ganz unzweideutig ausgesprochen hat? Ist es demnach nicht recht, die so zur Loyalität Geneigten selbst schon so frühzeitig zu ermutigen, daß sie in den Schooß der loyalen Kirche zurückkehren? Daß aber bittere und hartnäckige Secessionisten Aufnahme begehren sollten, ist nicht wahrscheinlich. — Die Regierung hat den Massen des Südens unter annehmbaren Bedingungen Amnestie

zugesagt. Wir waren der Meinung, daß die Generalsynode eben so großmüthig und barmherzig sein würde als die bürgerlichen Gewalten.“ G.

„Die Generalsynode ein Einigungsband für die ganze luth. Kirche.“ Unter dieser Aufschrift bringt der „Observer“ vom 21. Juli einen Artikel, der wieder recht klärlieh zeigt, wie unverbesserlich doch die ächten Generalsynodisten sind in ihrer Schwärmerei für eine ungöttliche, bloß äußere kirchliche Vereinigung bei zwiespältiger Lehre. Dasselbst heißt es unter Anderem: „Ich habe oft von Luthers Nachsicht und Liebe gehört, die er auf dem Marburger Colloquium gegen Zwingli, Bucer, Hebio und Desolampad an den Tag gelegt. Da er mit seinen reformirten Brüdern (?) nicht einig werden konnte, schrieb er mit eigener Hand diese christliche Sentenz: „„Und wiewohl aber wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich in Brod und Wein sei, dieser Zeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist den rechten Verstand bestätigen wolle.“““ Davon freilich, daß Luther die von Zwingli angebotene Bruderschaft mit den Worten zurückwies: „Ihr habt einen andern Geist denn wir“, und daß er obige Worte in einem Brief selbst so erklärt: „Endlich haben wir ihnen so viel zugestanden, daß im letzten Artikel steht, daß sie zwar nicht Brüder wären, doch aber unsrer Liebe, die wir auch einem Feinde schuldig sind, nicht beraubt sein sollten“, s. de Wette IV. 26.; daß also dieses Citat, um mit Luthers Autorität eine Gott mißfällige, wahrheitswidrige Union zu befürworten, paßt wie eine Faust aufs Aug, davon sagt der Schreiber kein sterbendes Wörtlein, sondern macht vielmehr von jenen Worten die verkehrte Anwendung: „Wenn wir Lutheraner der Neuen und der Alten Schule einen solchen Geist hätten, so würden alle Synoden dieses Landes in Fort Wayne zusammen kommen. Was für eine glorreiche Zeit würde das werden; welch einen großartigen Anblick sollte das geben! Und warum sollte das nicht möglich sein? Die Brüder von der Frankean-Synode und die Buffaloeer, einander die Hände reichend über die furchtbare Scheidewand hinweg, die von Mißverständnis aufgethürmt wurde. In der That, das ist das Ziel der Generalsynode. Und ist das nicht ein großes, glorreiches Werk? Unsere Generalsynode versammelt sich in einer Stadt, die mit Missouri-Lutheranern angefüllt ist und wo sie eine Anstalt haben. Laßt ihre Leiter da sein und uns beaugenscheinigen, und unser Luthertum wägen und messen, und sehen, was aus uns zu machen ist. Es sollte uns freuen, Delegationen von der Missouri-Synode, von Buffalo und von der Wartburg da zu sehen. Diese drei Synoden, sieht zu fürchten, werden sich noch lange nicht näher kommen, es sei denn, daß sie sich zusammenfinden auf der liberalen Plattform unserer Generalsynode. Laßt sie alle kommen, es ist Raum genug da für alle Lutheraner. Laßt uns dem Volke ein Beispiel einer Kirchen-Union zeigen. Und ob wir auch, wie Luther und die reformirten Pastoren zu Marburg, über des Herrn Gegenwart im Abendmahl nicht gleich denken, so laßt uns doch Liebe haben zu denen, die im Irrthum sind, und Gott bitten, daß er sie erleuchte. Welch ein Anstoß, sehen zu müssen, daß so viele Tausend einsichtsvoller und frommer Lutheraner wie Juden und Samariter zu einander stehen, die doch alle die Lehren des unselblichen Reformators bekennen (so?) und Jünger dessen sein wollen, der da sagte: „Es wird Eine Herde und Ein Hirte werden.““ Läßt uns versuchen, als die große Lutheraner-Familie uns zusammen zu finden. Versuchen wir's halb so ernst, zusammen zu kommen, als wir es thaten, um auseinander zu kommen, so wird es uns gelingen. Laßt uns die Generalsynode zum Sammelplatz des Luthertums auf diesem westlichen Continent machen. Laßt uns Alle wirken und bitten um Frieden für unser theures lutherisches Zion, und möge Gott jeden Versuch, seine zerrissene Kirche zusammenzubringen, segnen.“ — Euer Versuch, sagen wir, kann nicht glücken, so lange ihr einen andern Geist habt und behaltet. — G.

Das Glaubensbekenntniß der Congregationalisten. Veranlaßt durch eine angebotene aber abgelehnte kirchliche Verbindung der Congregationalisten mit den Unitariern haben erstere in einem nationalen Concil zu Boston folgende Erklärung ihres Glaubens ausgehen lassen: Es gibt einen persönlichen Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher das physische Universum, dessen Geseze er festgesetzt hat, beherrscht, und welcher, da ihm

alle Ereignisse bekannt sind, durch seine weise und gute Vorsehung und durch sein vollkommenes Moralgesetz über die Menschen herrscht. — Gott, dessen Wesen, Vollkommenheiten und Regiment und theilweise durch das Zeugniß seiner Werke und des Gewissens bekannt werden, hat eine weitere Offenbarung seiner selbst in den Schriften des Alten und Neuen Testaments gegeben; eine Offenbarung, welche zuerst durch übernatürliche Zeichen bezeugt und nachher durch alle Zeitalter hindurch durch ihre moralischen Wirkungen auf die individuelle Seele und die menschliche Gesellschaft bestätigt worden ist; eine Offenbarung, die autoritativ und endgültig ist. In dieser Offenbarung hat Gott erklärt, er sei der Vater, Sohn und heilige Geist, und er hat seine Liebe zur Welt zu erkennen gegeben durch das Fleischwerden des ewigen Wortes zur Erlösung des Menschen in dem sündlosen Leben, dem sühnenden Leiden und Tode und der Auferstehung Jesu Christi, unsers Herrn und Heilandes, sowie auch in der Sendung des Heiligen Geistes, des Trösters, zur Wiedergeburt und Heiligung der Seelen der Menschen. — Die Schrift, indem sie das Zeugniß des Gewissens und der Geschichte bestätigt, erklärt, daß die Menschen allgemein Sünder und unter der gerechten Verdammniß des göttlichen Gesetzes sind; daß es keine Befreiung aus diesem Zustande gibt außer durch „Buße zu Gott und den Glauben an den Herrn Jesum Christum“; und daß ein Tag bestimmt ist, an welchem Gott die Todten auferwecken und die Welt richten wird, und an welchem das Ergebniß seines moralischen Regiments über den Menschen offenbar gemacht werden wird in dem Urtheil des ewigen Lebens und ewigen Todes, je nach den Werken, die gethan wurden bei Leibesleben. — Das Universalistenblatt *Star in the West* schließt eine kritische Vergleichung dieses Glaubensbekenntnisses mit den früheren derselben Denomination mit folgenden Worten ab: „Die Summe der Sache ist die, daß in der von der Congregationalisten-Convention ausgegangenen Glaubenserklärung keine Dreieit in der Einheit ist, und keine Einheit in der Dreieit, keine Erbsünde oder gänzliches Verderben, keine besondere Wahl und Verwerfung, keine zugerechnete Gerechtigkeit, kein Heil durch unüberstehbare Gnade, sondern durch Buße und Glauben, keine Prädestination, kein übernatürlicher feindseliger Teufel, keine endlose Hölle oder Feuer und Schwefel, und wenn es mit derselben Geschwindigkeit weiter geht, so erwarten wir, daß es in der nächsten Ausgabe der „Erklärung“ keinen Tag des Gerichts und keinen ewigen Tod gibt. Und doch gelten diese Kirchen für calvinistische Kirchen! Wahrhaftig, die Welt steht nicht still.“ L.

Die General Assembly der Presbyterianer Alter Schule hielt ihre Sitzungen in Pittsburg vom 18. Mai bis 1. Juni d. J. Den Geist zu erkennen, der in dieser Versammlung herrschte, wird ein einziges Citat aus den Verhandlungen aenügen. Richter J. R. Ewing — Moderator! Ich hoffte, wir wären mit diesem Gegenstande (die Presbyterianer der südlichen Staaten betreffend) fertig. Ich bin in vielen politischen Conventionen gewesen — und ich wünsche, daß man mich wohl verstehe, es waren Conventionen der Republikaner, denn ich bin nie in einer anderen gewesen — doch muß ich sagen, ich habe nie vorher einen solchen Geist unbarmherziger Verfolgung gesehen, wie er sich hier offenbart. Haben wir denn noch nicht genug von diesem Geschwätz über Loyalität? Sind wir noch immer nicht so weit, damit endlich einmal fertig zu werden? Ich habe, seitdem ich in diese Versammlung gekommen bin, noch nichts anderes gehört.“ . . . In Bezug hierauf sagt der „Presbyterian“: — „Wir sind überzeugt, auf Grund unserer Beobachtung der Assembly, daß diese Bemerkung zu weit geht, und müssen, wenn wir sie anführen, den größeren Theil der Körperschaft von einer bewußten Theilnahme an einem solchen Geiste freisprechen. Aber, indem wir dies sagen, müssen wir auch das sagen, daß die Thatfache, daß ein leidenschaftsloser, scharfsinniger Mann, der mitten aus dem Streite und Kampfe der Welt in die Versammlung kommt und ruhig den Verlauf der Discussion und Verhandlung beobachtet, zu einer solchen Aeußerung gedrungen wird, ein Gegenstand ist, der die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und den Menschen veranlassen sollte, sich zu besinnen. Das geht nicht an, daß die Kirche Gottes je vergesse, daß sie der Repräsentant Jesu Christi ist und daß der Geist unbarmherziger Verfolgung das allerletzte ist, das ihm beigelegt werden könnte. . . . Und während wir gern zugeben, daß die Bedingungen, unter welchen wir südlichen Pastoren und Gemeinden zu begegnen haben, verhandelt werden müssen und sollen, so sollte doch nie vergessen werden, daß das Reich Christi unabhängig ist von allen Veränderungen, die sich in den

Nationen ereignen, und daß die Bande christlicher Brüderschaft über den schrecklichen Abgrund hinüberreichen, den ein Bürgerkrieg unter Menschen desselben Stammes aufthut, und immer stark genug sein sollten, die einander nahe zu bringen, welche eins sind in der Liebe Jesu Christi.“ — Wir theilen hier noch einige Beschlüsse mit, die sich auf genannten Gegenstand beziehen, und in denen man sich, als in der mildesten Form, zuletzt geeinigt hat. — „Es wird hiermit verordnet, daß alle unsere Presbyterien jeden Prediger, der aus irgend einem Presbyterium oder anderem kirchlichen Körper in den südlichen Staaten um Aufnahme nachsucht, in den folgenden Punkten prüfen: 1. Ob er auf irgend eine Weise, direct oder indirect, aus freiem Willen und Zustimmung, oder ohne äußeren Zwang, zu irgend einer Zeit sich betheilig hat, die Rebellion und den gegen die Vereinigten Staaten geführten Krieg zu unterstützen und zu begünstigen; und wenn man findet, entweder durch eigenes Bekenntniß oder durch hinlängliches Zeugniß, daß er sich also betheiligt hat, daß man von ihm verlange, daß er seine Sünde in dieser Hinsicht bekenne und lasse, ehe er aufgenommen wird. 2. Ob er der Meinung ist, daß das System der Neger-Slaverei im Süden eine göttliche Institution ist und daß es, die besondere Mission der südlichen Kirche ist, die Institution der Slaverei, wie sie daselbst besteht, zu erhalten; und wenn man findet, daß er die eine oder die andere dieser Lehren festhält, daß er nicht aufgenommen werde, es sei denn, er entsage diesen Irrthümern und gebe sie auf. . . . Auch die Church-Sessions sind beauftragt, alle Personen aus den südlichen Staaten, oder die seit der Rebellion im Süden gelebt haben, wenn sie sich zur Aufnahme in die Gemeinde melden, in Bezug auf ihr Verhalten und ihre Grundsätze in Betreff der oben namentlich erwähnten Punkte zu prüfen; und wenn man findet, daß sie freiwillig die Waffen gegen die Vereinigten Staaten ergriffen haben, oder daß sie der Meinung sind, die Slaverei sei eine Verordnung Gottes, wie oben erwähnt, so sollen solche Personen zur Communion der Kirche nicht zugelassen werden, bis sie Beweis geben, daß sie ihre Sünde bereuen und ihren Irrthum verwerfen. . . . Ferner wird verordnet, daß wenn irgend ein Prediger, der zu irgend einem unter der Fürsorge der General-Assembly stehenden Presbyterium gehört, geflohen, oder durch Civil- oder Militär-Gewalt wegen Disloyalität aus der Jurisdiction der Vereinigten Staaten hinausgeschickt worden, oder aus demselben Grunde in irgend einen der südlichen Staaten gegangen ist und diese Rebellion unterstützt hat, so soll solches Presbyterium die Sache vor ihr Gericht ziehen, und wenn es nicht hinlänglichen Beweis der Buße solcher Prediger erlangt, so soll es erklären und zu Protokoll nehmen, daß sie fortan von den Verrichtungen des evangelischen Amtes suspendirt sind, bis ihr Fall regelmäßig entschieden werden kann. Und wenn nach zwei Jahren sie immer noch außerhalb des Bereichs eines solchen Presbyteriums verbleiben, sollen die Namen solcher Prediger von der Liste gestrichen und sie selbst hinfort nicht mehr für Prediger der presbyterianischen Kirche gehalten werden.“ — Den Antrag auf Wiedervereinigung der Alten und Neuen Schule der Presbyterianer hat die General-Assembly abgelehnt, da „eine Uebereinstimmung in Schriftlehre und Kirchenordnung nach den Normen der presbyterianischen Kirche eine wesentliche Bedingung organischer Wiedervereinigung sei.“

Die General-Assembly der Presbyterianer Neuer Schule hielt ihre Sitzungen in Brooklyn vom 18. bis 29. Mai d. J. Der Hauptinhalt der Verhandlungen findet sich am kürzesten im „Independent“, dem Blatte des Congregationalisten-Predigers Beecher, und ist im „Evangelist“, dem Kirchenblatte der Presbyterianer N. Sch., mitgetheilt. Es heißt daselbst also: „Wir sind stolz darauf, von einer Denomination, einer Zwillingsschwester unserer eigenen, aufzeichnen zu können, daß ihre General-Assembly, wie sie dies Jahr zusammengefasst ist, die aufgeregte und unnachgiebige Loyalität des freien Nordens wahrhaft und unerschrocken repräsentirt. Ohne Discussion, ohne eine abweichende Stimme, sogar ohne ein unterdrücktes Murren hat die Assembly am Montag eine feierliche und erhabene Schrift angenommen, welche die Rebellion für ein Verbrechen gegen den Staat und eine Sünde gegen Gott erklärt, sie als Verrath, unter den beschwerendsten Umständen brandmarkt, als Verrath, gegen eine Volksregierung, welche die unbegrenztesten Mittel zur friedlichen Abhilfe jeder möglichen Beschränkung in sich trägt“, als Verrath, ohne Provocation, Rechtfertigung oder Entschuldigung, als Verrath, „erfennen und ausgeacht, das böshafte System menschlicher Knechtschaft zu verewigen und auszubreiten“. Und noch

mehr, mit der schönen Majestät eines guten Englisch erklärt das Protokoll: „Einen solchen Verrath betrachtet diese Assembly als Strafsbarkeit in ihrer erschreckendsten Form involvirend. Die Gerechtigkeit Gottes, die Ehre des Gesetzes, die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft verlangen gebieterisch, daß er in gebührender Weise durch die Justiz der Nation gestraft werde durch Verhängung der verwirkten Strafe über seine schuldigen Urheber.“ Wir unterbrechen unser Citat nur, um mit Amen zu antworten und citiren weiter: „Daß Prediger in den Staaten, die man die Rebellen-Staaten genannt hat, Leute, welche bekennen, an die Bibel zu glauben und ihre Grundsätze zu ehren, an der Verschulbung dieses Verrathes theilnehmen können, indem sie sich selbst zu Theilnehmern daran machten, ihm ihren öffentlichen Einfluß schenkten, ihn unterstützten und ihm Vorschub thaten, erscheint der Assembly als ein moralisches Verderben der erstaunlichsten Art, das man je in der Geschichte dieser gefallenen Welt finden kann. . . . Für den Fall, daß irgend welche von diesen Predigern sich um Aufnahme an die Presbyterien wenden sollten, rath die Assembly den Presbyterien, sie nicht aufzunehmen, oder auf irgend eine Weise als Botschafter des Kreuzes Christi anzuerkennen, bis sie genügenden Beweis gegeben haben, daß sie diese Sünde aufrichtig bereut haben.“ Das ist christliche Treue des Zeugnisses! Das ist moralische Größe der Stellung! Alle Ehre der General-Assembly für ihre letzte und edelste Aeußerung in acht und zwanzig Jahren! Feierlich weht über dem Gebäude, worin dieser Beschluß einstimmig angenommen wurde, die Flagge der Union, welche Streifen und Sterne und — Flor entfaltet. Gott sei gepriesen, daß der Schatten des Todes moralische Erleuchtung gewirkt hat! — Der Artikel, sagt der „Evangelist“, endet mit einem Worte des Rathes an die Versammlung, noch einen Schritt weiter zu gehen und sich zu Gunsten des Neger-Stimmrechts zu erklären. — Es bleibt der Versammlung noch übrig, ein zweites großes Wort zu sprechen: Es verlangen es die Unterdrückten, vom Genuß ihrer Rechte Zurückgehaltenen; es verlangt es das einen dauernden Frieden suchende Land; es verlangt es die Freiheit, die noch nicht vor Gefahren gesichert ist; es verlangt es die Bundesregierung, überzeugt von der Nothwendigkeit; dieses Wort ist: Neger-Stimmrecht. Der Präsident der Vereinigten Staaten steht in diesem Augenblicke da, die Hand an sein Ohr und sein Ohr gegen das Volk haltend, ängstlich harrend auf den Auspruch des Volkes, der ihn vorwärts gehen heißt mit dieser großen Maßregel. Was kann die General-Assembly dabei thun? Sie kann eine Botschaft nach Washington senden mit der Erklärung: „Die Bundesregierung bewillige dem Neger den Stimmzettel, und die Presbyterianer-Kirche wird in die Hände klatschen.“ Die Wirkung einer solchen Botschaft würde der gleich sein, daß Aaron der Priester die Hände Moiss, des Heerführers, unterhält. Wenn die Regierung in Washington eifrigst bemüht ist, Gerechtigkeit zu bekretiren, die Unabhängigkeits-Erklärung zu erfüllen, der goldnen Regel Gesetzeskraft zu ertheilen, will die General-Assembly in Brooklyn sie nicht mit einem herzlichen God speed! unterstützen? Ihr Männer, liebe Brüder! ihr seid zusammen gekommen, in einem höchst günstigen Augenblicke, ein Wort zu sprechen, das, wenn es nicht gesprochen wird, diese Nation fünfzig Jahre länger zurückhalten kann von der Realisirung einer christlichen Demokratie. Eilet darum, es auszusprechen und mit einer Stimme, deren Echo in sechs und dreißig wiedergeborenen Staaten gehört werden soll.“ — Darauf antwortet nun der „Evangelist“: „Unsere Nachbarn werden aus der Verhandlung der Assembly vom Sonnabend ersiehen, daß sie nicht weit hinter den am weitesten fortgeschrittenen Reformatoren zurückgeblieben ist. Die Urkunde der presbyterianischen Kirche Neuer Schule ist in Uebereinstimmung mit ihrer ganzen Vergangenheit. Sie steht heute — wie sie das in vergangenen Zeiten gethan hat — in der äußersten Front des fortschreitenden Zuges der Freiheit und Religion.“ — Den Geist und zugleich auch den Geschmack, der in dieser General-Assembly waltete, noch etwas genauer zu kennzeichnen, wollen wir den Schluß einer sogenannten „informal meeting“ aus dem „Evangelist“ mittheilen. Es war dies „eine Gebets-Versammlung in directer Beziehung zu unseren nationalen Angelegenheiten, um den göttlichen Segen in dieser unserer nationalen Krisis zu erleben.“ Nachdem man mit Absingung patriotischer und geistlicher Lieder, freien Herzensgebeten und politischen Reden sich zur Genüge

unterhalten hatte, sprach der Vorsitzer, der Ehrw. L. E. Cuyler, die Schlussworte. Wir geben hier nur den Schluß seiner Rede: „Wir müssen in der That das verwirklichen, worauf Abraham Lincoln anspielte, als er von einem Siege nach dem andern hörte und Jemand zu ihm sagte: Herr Lincoln, sind Sie noch nicht zufrieden? Wozu brauchen Sie noch mehr Siege? Er sagte: Das erinnert mich an eine Geschichte. (Gelächter.) Vor einiger Zeit, da draußen in Springfield, gab's einen wilden und garrigen Hund, welcher nach jedermann, der die Straße passirte, wo er war, fortwährend schnappte und kläffte. Eines Tages fiel er einen Vorübergehenden an, welcher sich umwandte und ihn zur Erde niederstreckte. Er fuhr fort einige Minuten lang mit seinem Prügel auf ihn loszuschlagen, bis endlich einige Leute zu ihm sagten: Warum schlägt ihr den Hund? Der ist ja schon seit zehn Minuten todt! Er sagte: Ich will dem Hunde den deutlichsten Beweis geben von einer Strafe nach dem Tode. (Großes Gelächter und Applaus.) — Laßt uns dieser Rebellion ein deutliches Zeichen ihrer Strafe geben, selbst nach der ritterlichen Flucht ihrer Häupter — (Gelächter.) — Das einzige Mal in der Geschichte, so viel ich mich erinnere, daß die Gewänder des Weiberstandes beschmutzt worden sind durch die Unterstützung der Flucht eines solchen Verräthers, wie Jefferson Davis. Ich erinnere mich noch wohl jener Versammlung in Syracuse, worauf angespielt worden ist. Dasselbst schlug ich eine Devise oder einen Wappenschild für die Conföderation vor, welcher sonderbarer Weise adoptirt worden ist. Ich schlug etwas vor, das in der Sprache der Heraldik etwa so lautet: „Two beams standant, one beam crossant, one rope pendant, one scoundrel endant (end on't).“ (Ungeheures Gelächter und Beifallsgeklatsch.) „Sobann wurde“ fährt der „Evangelist“ fort, „Victory at last“ gesungen, welches die geistlichen Uebungen beschloß. Die ganze Zuhörerschaft stimmte mit ein, und als die Töne jenes geistvollen Hymnus sich mit den tiefen Tönen der Orgel erhoben und senkten, während Enthusiasmus von einem Auge zum andern hinblitzte, war die Wirkung wahrhaft inspirirend und geeignet, patriotische Empfindungen und Gefühle in jeglichem Busen zu erwecken.“ Wir hoffen, dieses kurze Citat wird genügen, dem Leser einen Einblick zu gewähren in die Gebetsversammlung der General Assembly of the New-School Presbyterian Church of the United States. — L.

Amerikanisches Gesetz und Evangelium auf den Kanzeln der Presbyterianer. Es folgen hier einige Probestücke aus Predigten presbyterianischer Prediger, die dem „Evangelist“ entnommen sind. Das erste Stück ist aus einer Sonntags-Predigt des Dr. Spear zu Brooklyn, welche das Kirchenblatt der Presbyterianer admirable nennt. — „Erstlich würde ich dieser Rebellion Krieg geben bis ans Messer, und nichts als Krieg, bis die letzte Spur davon todt ist. Dieses halte ich für den kürzesten und einzig sicheren Weg zu entscheidendem Frieden. Dann würde ich, zweitens, den Massen des Volkes eine edelmüthige und liberale Amnestie gewähren unter der Bedingung, daß sie ihre Staats-Regierungen auf der Basis absoluter Loyalität reorganisiren, Verräther verabschieden und die Sklaverei fahren lassen; würde sie jedoch in der Zwischenzeit einer Militär-Gewalt unterwerfen, bis sie unter diesen Bedingungen ihre angemessene Stellung zur Union wieder einnehmen. Dann würde ich, drittens, die verantwortlichen Leiter und ersten Urheber der Rebellion in drei Klassen theilen, je nach dem Grade ihrer Schuld. Die erste von diesen und die kleinste — wovon Jefferson Davis ein hervorragendes Beispiel ist — würde ich hängen (I would hang by the neck till they are dead). Die zweite dieser Klassen, eine größere, würde ich aus dem Lande treiben und sie hinaus schicken über die Oberfläche der Erde als Flüchtlinge. Der dritten derselben, und einer noch größeren Klasse, würde ich jede politische Macht entziehen, ihnen das Stimmrecht verweigern und sie für unfähig erklären zu irgend einem Amte unter der Regierung der Vereinigten Staaten erwählt zu werden. Ich würde diese Strafe über diese Menschen verhängen wegen der enormen Verbrechen, die sie begangen haben. Die Gerechtigkeit erfordert dies. Das zukünftige Heil der Nation gebietet dies. Weg mit jenem widerlichen Mitleid, das die Gerechtigkeit ignoriert und die Regierung zerstört. Es ist zu gleicher Zeit stupid und grausam. Das ist kürzlich meine Auffassung der großen und drängenden Pflichten, die der gegenwärtigen Stunde angehören und in deren treuer Erfüllung wir zuversichtlich hoffen dürfen, unser Land zu retten.“ — Das zweite Stück ist aus einer Predigt des Rev. Dr. Wiener zu Lockport, „eines andern der ge-

christen Pastoren unserer Kirche“, sagt der „Evangelist“. „Ich würde den Massen eine allgemeine Amnestie gewähren, aber die Leiter der Rebellion würde ich mit dem Tode, oder mit Verbannung und Confiscation bestrafen. Ich würde das nicht thun aus irgend einem Geiste der Rache oder persönlichen Hasses, sondern weil ich glaube, daß das Leben und die Gesundheit des Staates es fordern. Es ist nicht sicher, ihnen zu erlauben im Lande zu bleiben. Ich würde sie sogleich hängen, oder ich würde sie verbannen mit dem Todesurtheil, wenn sie je wieder zurückkehrten. Schaut hin auf die niedergestreckte Gestalt unsers zum Märtyrer gemachten Präsidenten, und betrachtet die verstümmelte Person unseres verehrten Secretärs und lernt daraus das Teufelsche des Verraths, und dann entscheidet, was das Wohl des Landes erfordert, daß den Verräthern geschehe. Solche Leute wie Jefferson Davis und Benjamin und J. C. Breckenridge und Gouverneur Pickens und Senator Hunter und Toombs und Cobb und Wigfall und viele andere derselben Klasse würden ein ziemlich hartes Material abgeben für Reconstruction. Und dasselbe gilt von Robert E. Lee, Ewell, Longstreet, Johnston, Beauregard, Maury, Hardee und ein Heer anderer Krieger. Daß Robert E. Lee ein gentleman in seinem Benehmen und ein fähiger General ist, werden alle zugeben, aber daß er ein intelligenter, schlauer, durchtriebener Verräther ist, kann man nicht leugnen. Er zog sein verrätherisches Schwert gegen sein Vaterland und seine Regierung, nachdem er auf Kosten der Nation erzogen und als ein Kind der Republik in ihre Armeen aufgenommen worden war. Ich habe mich verwundert über gewisse entschuldigende Urtheile, die ich in Betreff dieses Hauptes der Rebellen-Generäle von guten und ihrem Vaterlande treuen Leuten habe aussprechen hören. Sollte ich zwei Männer wählen, einen aus den Civilbeamten, den andern aus der Armee, um sie wegen Hochverraths hinzurichten, so würde ich Jefferson Davis und Robert E. Lee nehmen. Wenn ich nicht sehr irre, werden die hier von mir ausgesprochenen Ueberzeugungen schließlich die der Regierung sein. Möglicherweise daß sie sie mit großem Widerstreben und nach und nach annimmt, wenn sie nach einer Erweisung mißverständener Milde sich schließlich entschlossen hat, die grimmige Realität des Krieges gegen unsere südlichen Brüder zu gebrauchen. Das erstere ist gerade so nothwendig für eine sichere und bleibende Reconstruction der südlichen Staaten, wie das letztere nöthig war für Ueberwindung ihrer Kriegsmacht. Laßt uns wie Männer handeln und nicht wie Kinder, indem wir dieser großen Nation Gestalt, Charakter und Festigkeit geben, nachdem sie durch eine solche Blut- und Feuertaufe hindurchgegangen ist. Laßt uns in unserer Eile, Gnade ergehen zu lassen, nicht die Ansprüche der Gerechtigkeit vergessen.“ — Es mag hier noch ein Auszug aus einer Predigt von Rev. W. Ackmann folgen: „Lincoln ist ein glänzendes Exemplar der Macht republikanischer Institutionen. Washington war das reife und herrliche Resultat der Colonial-Civilisation. Die Republik war so eben geboren, als er starb, ihre Institutionen hatten keinen Einfluß auf ihn; er half den sich crystallisirenden Elementen sich eine Form zu geben, sie dagegen afficirten ihn nicht. Seine schreckliche und fast übermenschliche Würde war ihm angemessen. Sie war ein Sinnbild der ungeheuren Einöden des neuen Landes, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, während sein ganzer Charakter die Verkörperung einer halbköniglichen Aristokratie in der besten und schönsten Form war. Es war nicht der Republikanismus. — Lincoln ist der ideale Republikanismus, in Form und Bildung real geworden. Würde und Einfachheit, Größe und Sympathie, Weisheit und Thunlichkeit machten ihn zum Amerikaner; er war edel, konnte aber nicht herablassend sein, weil er immer einer vom Volke war. Er steht vor der Welt da, als ein reines und vorzüglich gehauenes Bild, als die Darstellung dessen, was amerikanischer Republikanismus schaffen kann. Er zeigt, wie die Republik einen armen Knaben aus der niedrigsten Lage nehmen, und wenn er genug natürliche Fähigkeit besitzt, ihn ausstatten, bilden, erziehen, ihn zu Rang und Macht erheben, und indem sie ihn erhebt, ihn nur reiner und größer machen kann. Der zweite Vater seines Vaterlandes ist, was der erste nicht sein konnte. In unserer Trauer, in unserer Freude weisen wir auf ihn, und wenn die verwischten Züge seines großen Charakters sich offenbaren, während die Zeit ihn zu der erhabenen Stelle erhebt, die er in der Geschichte einnehmen wird, wird die Zukunft rufen: Das ist, was eine Republik thun kann.“ — Der Leser vergesse nicht, daß das, was er hier liest, Predigten sind, gepredigt des Sonntags im öffentlichen Gottesdienste als Ausrichtung

des evangelischen Predigtamtes, und zwar von Revival-Predigern, und daß die kirchlichen Blätter der Amerikaner ohne eine einzige und bekannte Ausnahme ein solches sacrilegium zu fleißiger Nachahmung auf das wärmste empfehlen, anpreisen und erheben. R.

II. Ausland.

Materialistische Theorie des Todes. Der birntolle „Naturforscher“ Dr. Augustin Smetana sagt in einer Schrift: „Der Geist, sein Entstehen und Vergehen“, Folgendes: „Das Sterben des Menschen unterscheidet sich von dem des Thieres dadurch, daß der Tod auch in den Willen des Menschen gelegt ist. . . jene Selbsttödtung, durch die der Mensch den Geist vom Körper befreien will, ist eine Tugend. Gegen Diejenigen aber, die nicht aus einem höheren Bewußtsein sich tödten, sondern weil ihnen die Leiden des Lebens unerträglich sind, sollte man wenigstens human sein. Nichts ist unmenschlicher, als jedes böse, häßliche Wort über Einen gesprochen, der dieses Leben zu ertragen nicht mehr im Stande war. Wie trostlos muß das letzte Irren des Selbstmörders in dieser Welt und sein Abschiedstag sein, und rohe Gemüther wagen es, dieses Unglück durch ihr verdammendes Urtheil zu beleidigen, während sie zusammenschauern sollten darüber, daß es ein Mensch unter ihnen nicht aushalten konnte. — Der Mensch kann durch seinen Willen sterben, das ist ein Beweis seiner Freiheit: er ist in diesem Gedanken ein Gott, und durch ihn von Allem unabhängig; übrigens verdienen die menschlichen Leiden auch diese Göttergabe. . . . Es bleibt den Ärzten für die Zukunft die schönste Aufgabe, die leichteste Todesart für Menschen zu entdecken, die an anerkannt unheilbaren Krankheiten darniederliegen. . . . Nur die Guten verdienen als Selbsttödtet zu sterben, die Bösen und die Simulanten müßten durch ihre Leiden gereinigt werden. . . Die Selbsttödtung ist die freieste That. . . Die Selbsttödtung ist des Mannes einzig würdige Todesart!“

Ueber die Zustände in der Landeskirche Mecklenburgs berichtet Wangemann im Juni-Hefte seiner Monatschrift Folgendes: „Zu den Hauptschäden gehört der Einfluß der in ihrer Majorität reichen und stolzen Ritterschaft auf die kirchliche Gesetzgebung. Diese hatte im Jahr 1855 den Zusatz zu dem früheren strengen Sonntagsgesetz gemacht, daß die Feldarbeit am Sonntage gestattet werden solle. Seitdem geben nun die meisten Grundherren ihren Tagelöhnern während der Woche gar keine Zeit, ihre eigenen Felder zu bestellen, die armen Leute müssen Sonntags arbeiten, wenn sie ihr täglich Brod essen wollen, und im Gefolge solcher Entfremdung von Gottes Wort, und in Folge einer ebenfals von der selbstsüchtigen Ritterschaft begünstigten Eheordnung, die dem Knechte das Eingehen einer Ehe früher die Nase erschwert, sind die sittlichen Zustände so gesunken, daß während im Jahre 1788 die unehelichen Geburten zu den ehelichen noch sich wie 1 zu 22; 1818 wie 1 zu 14; 1828 wie 1 zu 9³/₄; 1848 wie 1 zu 5⁷/₁₀ verhielten, man in jährlicher Steigerung jetzt bereits bei dem Verhältnis 1 zu 3⁷/₈ angelangt ist. Gegen solches Unwesen hat das strenge Unzuchtgesetz, das vor einigen Jahren erlassen ist, sich als völlig unwirksam erwiesen; wenn der Schaden nicht von innen heraus geheilt wird, so wird er bald die Gerichte des Herrn unaufhaltsam auf das Land herabrufen.“

Aus der Leipziger Mission. „Wir können nicht unterlassen — schreibt das Missions-Collegium unter dem 1. April c. — hinzuzufügen, daß wir gerade in der letzten Zeit wieder sehr erfreuliche Nachrichten von unserm indischen Missionsfelde erhalten haben. Die im verfloßenen Jahre getauften Heiden zählen wieder nach Hunderten. Missionar Schwarz in Mayaveram hat allein 428 getauft — und dazu haben am 18. Februar d. J. wieder vier tamulische Candidaten der Theologie die Ordination zum heil. Predigtamt empfangen. So dürfen wir den Raum unserer Hütte immer weiter machen und unsere Nägel fester stecken. Der Herr helfe fernerweit und lasse es uns auch in der Heimath an kräftiger Unterstützung nicht fehlen, die wir unter solchen Umständen natürlich noch mehr als bisher nöthig haben.“

Reisende an Festtagen. „Nach einem Berichte des Dresdener Journals betrug die Zahl der am ersten Pfingsttage dieses Jahres in Dresden auf der Eisenbahn oder mit Dampfschiff angekommenen Reisenden ungefähr 22,350. Noch größer war die Zahl der

von Dresden Abreisenden. Sie belief sich auf etwa 27,150. Auch am zweiten und dritten Feiertage setzte sich das Hin- und Herluthen fort. Welch ungeheure Menschenzahl mag da wohl im ganzen Lande durch die Günst der Verkehrserleichterungen vom Pfingstgottesdienste fern gehalten worden sein! Und da sind die Tausende noch nicht gezählt, die weder Dampf- noch Dampfschiff benutzt haben.“ — (Pilg. aus Sachsen.)

Ein neuer Kreuzzug. Ein gewisser Eisenbahnbau-Director Dr. med. et. phil. Ch. F. Zimpel hat vor einiger Zeit in Frankfurt a. M. einen „Mahnruf an die ganze Christenheit und nicht minder die Juden zur Befreiung von Jerusalem“ ausgegeben. Dieser Herr Dr. Zimpel sagt in einer Anmerkung von sich selbst: „Ich selbst bin weder Katholik noch Protestant, sondern ein Schüler und Jünger meines Herrn Jesu Christi, dem ich daher in der That nachzuwandeln strebe. Denn ich glaube, daß dieser Herr am großen Gerichtstage nicht fragen wird: „Zu welcher Religionspartei hast du gehört?“ sondern die Frage wird sein: „Hast du mein Gebot gehalten?“ Zimpel meldet uns nun, daß er es aus eigenen Mitteln unternommen, einen ausgearbeiteten Plan zur Erbauung eines Hafens in Jafa und einer Eisenbahn von Jafa nach Jerusalem, mit einer Zweigbahn nach Bethlehem dem türkischen Ministerium in Konstantinopel persönlich vorzulegen, und um eine Concession darum zu bitten. Diese Concession sei ihm bis jetzt unter allerhand Vorwänden verweigert worden. Er schildert nun das türkische Regiment und den traurigen Zustand der Christen in der Türkei auf das Nachdrücklichste, entrüstet sich billiger Weise darüber und ruft dann Christenthum und Judenthum auf zu einem Kreuzzuge, um das gelobte Land den Türken zu entreißen und es den Christen und Juden als selbstständige Republik zurückzugeben. Er wendet sich mit seinem Aufrufe an jeden „vorurtheilsfreien“ Menschen und an die Herrscher, welche durch ihren Titel besonders auf Jerusalem hingewiesen sind. Dann wendet er sich an die Christen „als Individuen“. Von den Protestanten, sagt er, erwarte ich leider, wenigstens von denen in Deutschland, nichts, oder im besten Falle wenig, desto mehr von denen in England. „Nun zu Euch, Katholiken! Ist denn nicht ein einziger katholischer Geistlicher vorhanden, der Liebe genug für seinen Erlöser fühlt, um als ein Mann vor die Oeffentlichkeit zu treten und mich in den vorliegenden Bestrebungen zu unterstützen? Ich weiß aber, daß nicht Einer, sondern viele Tausende — vielleicht Alle — vom Papst bis zum jüngsten Vikar hinunter, es nicht unterlassen werden, Predigt und Beichtstuhl unaufhörlich mit flammensprühenden Worten dazu zu benutzen, den Gläubigen das Beispiel der Kreuzfahrer und ihre heutige Pflicht eindringlich zu machen, die geistigen und moralischen Waffen unserer Zeit zur Hineingräbung der auf der Kirche und jedem Christen lastenden Schmach mit aller zu Gebot stehenden Kraft zu verwenden. Sie werden namentlich auch nicht ermangeln, von der französischen katholischen Kaiserin Eugenie bis zur Magd hinunter, alle Frauenzimmer anzuseuern, ihre Einflüsse auf ihre Männer und Brüder für diesen Zweck auszubeuten. Was kann einer solchergestalt gebildeten Kraft widerstehen! — Nichts! — Schließlich zu Euch, Ihr Israeliten und Juden!“ Nachdem er ihnen wegen ihrer Intelligenz und ihrer Reichthümer ein tiefes Compliment gemacht und ihnen vor Allem in Aussicht gestellt, in das Land als Eigenthümer zurückzukehren, welches ihnen der lebendige Gott zugesichert hat; dann ruft er Jedem zu, der Ohren hat zu hören: „Jeder, der eine Zunge im Munde hat und fähig ist, eine Feder zu führen, bringe beide in kräftige Bewegung, um diesem meinem Vorschlage, einem Schneeballen gleich, den heftigsten Impuls zum Weiterrollen zu geben, um daraus eine Lawine entstehen zu lassen, die Alles, was ihren Sturz aufzuhalten sich erklühne, in Atome zerschmettere und darunter begrabe!“ — (R. R. 3tg.)

Kirchenzucht. Dr. Münkler schreibt in seinem R. Zeitblatt vom 26. Mai: „Das Darniederliegen der Kirchenzucht, insonderheit der L e h r z u c h t, wird in nicht ferner Zeit die Auflösung der luth. Landeskirchen herbeiführen müssen.“

Beichte in der griechischen Kirche. „Jeder Pilger muß in dem griechischen Kloster St. Demetrius in Jerusalem beichten. Der Hegumene (Vorsteher des Klosters) allein hört Beichte; die übrigen Mönche haben das Recht nicht. Doch wie kann der Hegumene allein Beichte hören, da die Zahl der Pilger bisweilen auf 3000 steigt? Das ist sehr einfach. Da ist ein ungeheures Zimmer. Darin versammeln sich die Frauen, wenn nicht auf ein-

mal, so doch in zwei Abtheilungen. Der Hegumene sitzt auf einem Divan, seinen Zeitvertreib, eine Art Rosenkranz, in der einen Hand, in der andern eine Rolle Papier, worauf in zwei getrennten Spalten einerseits die Todsünden, andererseits die verzeihlichen Sünden geschrieben stehen. Man schließt die Thür des Zimmers, und die Beichte nimmt ihren Anfang. Der Hegumene liest laut die Sünden vor, erst die Todsünden, dann die verzeihlichen Sünden. Die Frauen, welche sich einer dieser Sünden schuldig fühlen, stehen auf und gehen in einen der beiden Winkel, welcher entweder für die Todsünden oder für die verzeihlichen Sünden bezeichnet ist, und wo sich die Sünderinnen zusammenstellen dürfen. Hat der Hegumene ausgelesen, so ertheilt er allen auf einmal die Absolution. Dann verläßt er sogleich seinen Sitz und stellt sich an die Thür. Jede Büsserin muß beim Hinausgehen dem Hegumenen für die Absolution Zahlung leisten, halb mehr, halb weniger, mit richtiger Wage und richtigem Gewicht. Darauf kommen die Männer, und das Ganze wiederholt sich von vorn an.“ (Neues Zeitblatt.)

„In Constantinopel sind die eingekerkerten muselmännischen Proselyten durch Vermittlung der preussischen und der englischen Gesandtschaft in Freiheit gesetzt worden; auch ist die Verbreitung religiöser Schriften, in denen der Gegensatz zwischen Islam und Christenthum leidenschaftlos besprochen wird, freigegeben, und nur an öffentlichen Orten die Missionsthätigkeit der evangelischen Missionare verboten. Ein gewisser Victor Bloch in Kopenhagen (Dänemark) findet in den Beziehungen zwischen Dänemark und Griechenland die Aufforderung zu einer ausgebehnteren Mission unter den Muselmännern. Sein Aufruf hat aber bis jetzt nicht rechten Anklang gefunden.“ (Monatsschrift.)

Palästina. So lesen wir in der „Ev. Rz.“ von Hengstenberg: „Im April 3. ist eine Gesellschaft zusammengetreten, welche sich die Erforschung Palästinas zur Aufgabe gemacht hat. An der Spitze stehen der Erzbischof von York, viele Bischöfe, Pöde, Theologen und Laien aus allen kirchlichen Denominationen. Nachdem die nöthigen Fonds gesammelt, soll eine Anzahl Gelehrter aller Art nach dem gelobten Lande gesandt werden, um dort Forschungen auf dem Gebiete der Archäologie, der Sitten und Gebräuche, der Topographie, Geologie, Botanik, Zoologie und Meteorologie anzustellen. Seitdem es dem Prinzen von Wales auf seiner letzten Reise nach dem Orient gelungen ist, in das Innere der Moschee von Hebron Zutritt zu erlangen, hofft man, daß sich der muselmännische Fanatismus, der bisher alle derartigen Studien behinderte, nicht mehr so wild zeigen werde. Allerdings sind die Hoffnungen, welche man an die Resultate knüpft, wohl etwas zu hochfliegend. Nach dem erlassenen Aufruf zu Beiträgen sieht es fast so aus, als habe man bisher vom Alten und Neuen Testament noch wenig verstanden, weil man in manchen Punkten über die Topographie von Jerusalem, die Höhenmessungen, über die palästinensische Flora und Thierwelt noch im Unklaren ist. Daß die Bibel durch derartige Forschungen, selbst bei den glänzendsten Erfolgen, für uns „ein neues Buch“ werden wird, oder daß sich dadurch „ein Meer von Licht sowohl über das Alte als über das Neue Testament“ verbreiten wird, steht nicht zu erwarten. Doch ein derartiges Klappern gehört in England nun einmal zum Handwerk auch in so ernsten Dingen. Immerhin ist es ein wichtiges Werk, das man begonnen hat. Gewiß werden auch hier, wie es schon in Niniveh geschehen, die Steine wiederum als Zeugen für die ewige Wahrheit der Schrift auftreten in einer Zeit, wo die Menschen sich schämen, sich dazu zu bekennen. Ein sechszig Fuß hoher Schutt bedeckt noch immer die alten Straßen von Jerusalem und jetzt, wo Herculaneum und Pompeji, wo Rom und Carthago, Niniveh und Halicarnassus ausgegraben werden, ist es Zeit, daß auch der Erforschung der Stätten heiliger Geschichte, wo Könige und Propheten wandelten, wo Gott selbst das Licht seiner Offenbarung leuchten ließ, die größte Sorgfalt gewidmet werde zu einem Zeugniß über die Kinder dieser ungläubigen Zeit.“